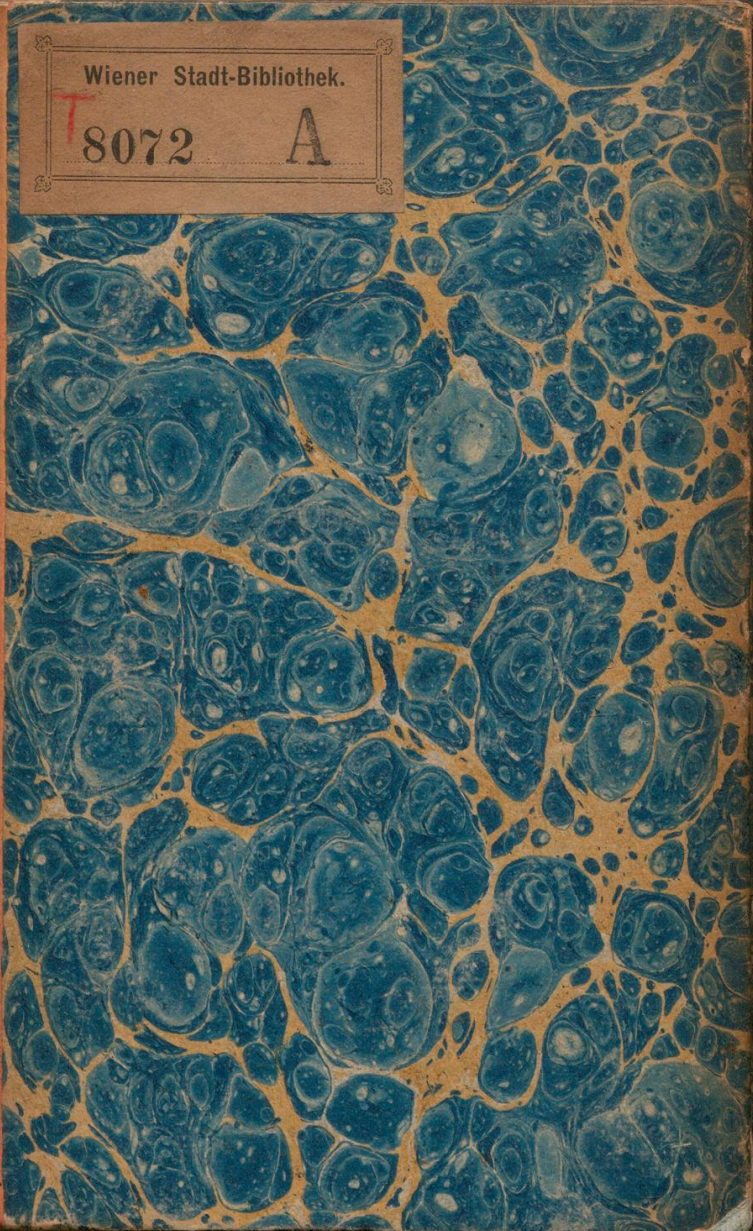


Wiener Stadt-Bibliothek.

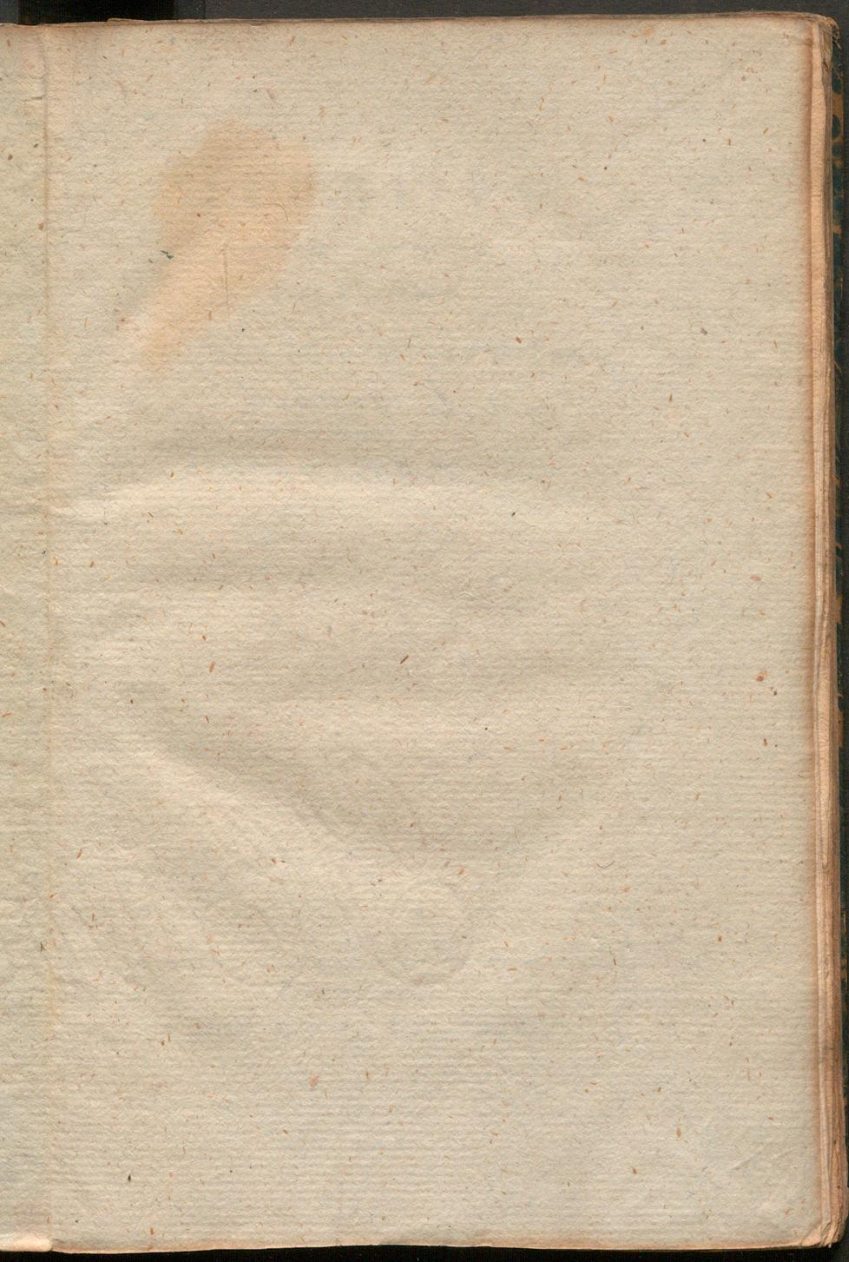
T
8072

A



4686

D VII $\frac{2}{6}$



von
Benedicte Neubert

(Gedächtn. II No. 1134.)

Brunilde.

Eine Anekdote
aus dem bürgerlichen Leben
des
dreizehenden Jahrhunderts.

von C. B. Mautner



Wien, 1790.
bey Joseph Grämmer, bürgerl. Buchbinder.

5611008



Die Sucht der Kleinen, es den mittlern Ständen gleich zu thun, und das thörichte Bestreben dieser, sich in die Epähren der Grossen zu brängen, scheint keine Krankheit zu seyn, die dem achtzehenden Jahrhundert ausschliessend eigen ist; auch in der grauen Vorzeit finden wir Spuren derselben. Freilich hat die Geschichte, welche sich immer mehr beschäftigte, um das aufzuzeichnen, was Einfluß ins Große hatte, nur wenig Winke von Dingen dieser Art aufbehalten, ungeachtet sie noch für die heutige Welt eine gute Lehre mit sich führen könnten; und auch die kleine Geschichte, meine Theuern, die ich euch jezo mittheile würde unter tausend andern verlohren und vergessen worden seyn, wenn sie nicht Veranlassung zu in die Augen fallenden Revolutionen geworden wär, wenn sie nicht einen Fürsten aus seinem Reiche getrieben, und ihn endlich einen schmachlichen Tode entgegen geführt hätte.

Zur Zeit, als Kaiser Friedrich der andere den Unfug des raubsüchtigen Abels einzusehen, und demselben zu steuern begunnte, traf seine strafende Hand auch die Burgen des alten Ademars von Kuenring, welcher das strenge Urtheil, das über ihn gefällt wurde, um so viel mehr verdiente, da er demselben besonders lang getrogt, und bey mehreren Unthaten, als seine übrigen Raubgenossen, durch List, zum Schein gelobte Besserung, und heimliche Schenkungen an die, welche Friedrichs Herz in den Händen hatten, der Strafe zu entgehen wußte.

Jetzt lagen seine Schlösser in der Asche, seine Söhne Ademar und Heinrich waren vom Schwerdt aufgerieben, oder entflohen, und er selbst hatte den Kopf auf einem Steine im Vorhof seiner Burg hingeben müssen, den er sonst mit dem Blut manches wackern Reisenden gefärbt hatte, wenn die Beute, welche seine Knechte bey ihm fanden, nicht groß genug war, oder wenn er fürchten wußte, sein Leben und seine Freylassung möchte die Rache herbeirufen, da er hingegen hoffen konnte, im verschwiegenen Grabe alles zu verbergen, was ihm Ungelegenheit machen, oder Verantwortung zuziehen könnte.

Daß Kuenring sich in seinen Hoffnungen doch endlich betrogen fand, haben wir gesehen; auch das mit Erde verdeckte Blut hat seine Stimmen, die der Rächer endlich hört. Jetzt waren Kuenrings Burgen schon seit mehreren Wochen öde Behausungen des Entsetzens, die Rache eines gerechten Fürsten hatte keinen Stein auf dem andern gelassen, auf den noch übrigen Trümmern klebten Spuren des hier vergossenen Bluts, und auf der ganzen Gegend umher ruhte noch eine Wolke von Rauch, das Ueberbleibsel der Flammen, die hier gewüthet hatten; lang hatten die dicken Mauern der Veste geglimmt und geraucht, und die feuchte Herbstwitterung verhinderte, daß sich die todathmende Luft nicht sobald reinigen konnte.

Vor diesen scheußlichen Ruinen zog am Sankt Martini Abend ein wackerer Kaufmann aus einer kleinen Landstadt über, sein Name war Nikolaus Seisfried, und sein Weg gieng nach Wien, wo eine Art von Jahrmart in den nächsten Tagen bevor stand. Sein Ross gieng in sanftem Trabe, ein oder zwey wohlbeladene Karren mit guten Waaren folgten gemachsam nach, und er sah öfters nach ihm zurück, als

trage er noch einige Sorge, ob auch seine Güter die ehemals gefährliche Gegend glücklich passieren würden. Er hatte den alten Ruenring und seine Dürke nur gar zu wohl gekannt, war einst selbst in seinen Händen gewesen, und denselben nährlich entkommen. Ursach genug für ihn, über den Fall des Bösewichts zu frolocken. Aber Seisfried frolockte nicht; er war ein gutmüthiger Mann, dachte zwar in seinem Sinn, daß es gut sey, daß hier der Kaiser gerichtet habe, daß aber doch vielleicht sein Rächerarm mehr und grausamere Streiche geführt haben möge als nöthig gewesen wären.

Neugier trieb ihn, sich näher zu wagen, als in Jahren kein Reisender gethan hatte, er sah durch zwey Haufen von Schutt und Kohlen, die ehemals die Pfosten des hohen Thors waren, hinein in den weiten Hof, und erblickte in der dunkelsten Tiefe desselben eine Figur, welche auf einem Stein zusammen gekrümmt saß und einen kleinen Glutnapf vor sich hatte, welchen sie, wie in der Ferne nicht genugsam unterscheiden konnte, entweder brauchte den erstarrten Händen Leben zu geben, oder sich irgend eine Speise auf demselben zu bereiten.

Ein menschliches Wesen in dieser Einöde war dem Reisenden etwas befremdendes, und der Gedanke der Hilfsbedürftigkeit, der unausbleiblich mit dieser Erscheinung verbunden war, machte ihn warm um das Herz. Er band sein Pferd an einen Thorhafen, den die Flamme nicht hatte zerstören können, und schlich leise hinein, um sich besser zu unterrichten.

Im näher kommen entdeckte er, daß der Gegenstand seiner Neugier eine weibliche in Lumpen gehüllte Figur war, welche Rüben auf Kohlen briet, und schon während der Zubereitung sich davon zu sättigen begann.

Ein Geräusch, das er unversehens machte, verrieth ihn, und erfüllte das arme verschüchterte Geschöpf mit solchem Schrecken, daß sie aufsprang, und alles was sie vor sich hatte, in den Staub warf.

Jungfrau, sprach der selbst erschrockene Kaufmann, ich habe euch erschreckt.

Nicht allein dieses, sondern ihr habt mich auch um meine elende Abendmahlzeit, die erste seit vorgestern, gebracht.

Ich hoffe, der Schade läßt sich ersegen.

Nehmt dieses Goldstück, oder sagt, was ich sonst für euch thun kann.

Geld? ich nehme kein Geld! — Ich werde es nie nehmen! Eher in meinem Elend sterben, als mich wie eine Bettlerin behandeln lassen.

Jungfrau, wer seyd ihr? fragte Nikolaus, welchem es auffiel, die, welche das Gewand der äussersten Armuth trug, die, welche schweigend eingestand, daß der Verlust einiger gebratenen Rüben ihr wichtig genug sey, um ihr Thränen auszupressen, die Hand der Mithätigkeit von sich stieß.

Sie antwortete nicht, sah ihn auch nicht an, sondern beschäftigte sich, die hingefallenen Kohlen nebst den Trümmern der verunglückten Mahlzeit mit dem Fuße zusammen zu stoßen. Ihre Thränen troffen auf ihren Busen, und ein klägliches Schluchzen war der einzige Laut, den sie von sich gab.

Jungfrau, rief der mitleidige Kaufmann ihr jammert mich. Die Nacht bricht an, hier in diesem öden Gemäuer könnt ihr nicht bleiben.

Dich mußte schon manche Nacht hier verweinen.

Wollt ihr euch mir vertrauen? — So

bringt euch mein Ross in einer Stunde an einen Ort, wo Kleidung, Wärme, Nahrung und alles was ihr nöthig habt, euch werden soll, ihr wißt, ich bin euch Ersatz eurer Abendmahlzeit schuldig.

Sie strich die verworrenen Locken, die ihr Gesicht bedeckten, aus den Augen, sah ihn einige Minuten starr an, bot ihm dann die Hand und überließ sich ihm. Er nahm sie vor sich auf sein Pferd, und brachte sie in ein Bauerhaus eine halbe Meile von dem Orte, wo er sie gefunden hatte, wo er sie der ihm bekannten Bewohnerin empfahl, des andern Tags wiederzukommen versprach, und seinen nun voraus gezogenen Gütern nacheilte, die er, ganz wider Kaufmannsfitte, diese Zeit über fast völlig vergessen hatte.

Beym nächsten Besuch fand er seine gefundene Dame in reinlicher Kleidung, ohne Thränen, bey besserer Laune, und gesprächiger als des ersten Tages. Noch hatte sie ihm nicht für seine Gutherzigkeit gedankt, heute that sie es. Auch erwartete sie nicht die Wiederholung der Frage: wer sie sey, sondern, sie gestand ungefordert, sie sey Hedwig die Tochter des gericht-

ten Abemar von Kuenring, welche sich, an dem Schreckenstage, der sie um alles brachte, was ihr theuer war, um Vater, Brüder, Glück und Vermögen, mit Mühe vor dem Wüthen der Rächer in einen Keller verborgen habe, und erst des dritten Tags, als die Flammen zu wüthen aufgehört hatten, von Rauch und Hitze halb erstickt hervorgekrochen sey, um zu sehen, ob man ihr nichts übrig gelassen habe, die Ueberreste eines elenden Lebens zu fristen.

Ich war nicht allein, fuhr sie in ihrer Erzählung fort, meine Schwester Kunegunde war bey mir. Wir fanden unter glühenden Steinen an einem uns bekannten Orte noch etwas vergrabenes Geld, das unser Vater auf den ärgsten Fall hier verborgen hatte, und das uns wenigstens zum Unterkommen in einem Kloster hätte dienen können, aber Räuber kamen über uns, sie nahmen mir alles, selbst meine Kleider. Auch meine Schwester nahmen sie mit sich, mich ließen sie zurück, weil ich ihren Augen nicht gefiel, und weil sie sahen, was auch ihr sehen werdet, daß ich lahm bin. Eure Milbthätigkeit hat sich hieran nicht gestoßen, und ich danke euch für eure Hülfe;

wolltet ihr aber nun mich verlassen, so wär es eben so gut gewesen, wenn ich unter den Ruinen meiner Burg verborben wär. Vielleicht hätte ich nun schon das Aergste überstanden und schließ mit meinem Vater und mit meinen Brüdern den ewigen Schlaf der Vergessenheit.

Nikolaus fragte die Dame, was sie von ihm wolle gethan haben, sie überließ ihm die Wahl, und er entschloß sich, sie in ein Kloster zu bringen, worein sie aber nur unter der Bedingung willigte, daß ihr Name verschwiegen bleiben solle, den sie nicht durch ihr Elend entehren möchte; eine Aeußerung, die dem Kaufmann abermal befremdend war.

Hedwig lebte eine Zeitlang in einem Kloster, wo sie ihr Ketter am Sprachgitter fleißig besuchte. Herr Nikolaus Seisried war ein weiblicher Mann, wenig über vierzig. Seine Person war schön, sein Betragen über seinen Stand, sein Verstand gut, sein Herz unverbesserlich und sein Vermögen groß; eine Menge Eigenschaften, welche ein Mädchen seines Standes hätten glücklich machen können, gleichwohl war er noch unverehelicht, und

schien bis daher es bleiben zu wollen. Die
 Ursach lag in einem Vorurtheil, das er auf
 seinen Reisen eingesogen hatte, Nikolaus hatte
 Rom gesehen, hatte lange Zeit an des Kaisers
 Hofe gelebt, seine Geschäfte, welche damals
 vornehmlich in Juwelenhandel bestanden, hatten
 ihm Zutritt in den Pallästen der Großen ge-
 schaff, er hatte dort den Ton der damaligen
 grossen Welt lieb gemonnen, hatte Damen ge-
 sehen, die er geliebt haben würde, wenn sie kei-
 ne Damen gewesen, und deren Andenken ihm
 nun alle weibliche Geschöpfe verleidete, auf die
 er die Augen hätte werfen können. Schön-
 heit, Reiz und Unschuld kamen hier nicht in
 Betracht, denn diese Vorzüge hätte er in den
 Ständen, welche mit dem seinigen in gleicher
 Reihe standen, zu den damaligen Zeiten wohl
 eher als in den höhern Klassen finden kön-
 nen; sein Wunsch bey einer künftigen Gattin
 bestand vornehmlich in einer gewissen Feinheit,
 in einem ausgebildeten Verstand, in Kenntniß
 der Weltsitte, und ähnlichen Dingen, die man
 zu jenen Zeiten bey Erziehung eines Bürger-
 mädchens ganz versäumte. Er wünschte eine
 Gesellschafterinn, keine Wirthschafterinn, oder

Spinnerinn, er hatte zwanzig gute reizende Geschöpfe übersehen, weil er ihnen vertraute, daß sie nur zu den letztern taugten, und vergaß, daß sein Umgang, sein Unterricht vielleicht schlafende Talente in einer guten Gattinn wecken könnte, die sie nur der Erziehung wegen nicht haben konnte.

Jetzt sah er Fräulein Hedwig täglich, welche weder schön noch liebenswürdig war, wider deren Charakter er tausend Zweifel hätte haben können, wenn er aufmerksam gewesen wär, aber sie besaß unendlich viel Feinheit, besaß den vollen Hosten, hatte Fürstenhöfe gesehen, und wußte davon zu sprechen, wie er, hatte die Gabe stets unterhaltend zu seyn, und zum erstenmal in seinen reifern Jahren, fiel ihm das Wort Heyrath ein. Jetzt war die Möglichkeit, sich eine Dame zur Lebensgefährtin zu eigen zu machen, die er so oft hierbey gewünscht hatte, bey der Hand. Fräulein Hedwig von Kuenring war in einer solchen Lage, daß sie zu dem kühnen Antrage eines Bürgers nicht nein sagen konnte, ohne eine Thörinn zu seyn, und der kühne Antrag wurde beschlossen. Als ein vernünftiger Mann

legte er sich zwar noch einige Fragstücke vor, aber sie wurden von seinem Herzen alle befriedigend beantwortet, und es blieb bey seinem Entschlusse.

Sie ist gleichwohl, wenn man allen Dingen ihren rechten Namen giebt, die Tochter eines Räubers, sagte er zu sich selbst. — Aber ein Fräulein und aus einem alten Geschlecht.

Sie ist nicht schön, — aber desto unterhaltender.

Etwas lahm — schadet nichts; sie ertanzte sich diesen Fehler, als bey der Vermählungsfeier eines Fürsten der Tanzsaal einfiel*).

Einige Spuren von Stolz und Leichtsinne finden sich wohl in ihrem Charakter; — kleine Fehler, die einer Damen von Stande ver-

*) 1225. als Kaiser Friedrich seinen Sohn mit Margarethen von Oesterreich, und den Bruder dieser Dame mit Richarda von Thüringen vermählte, brach, als auf der Burg oder Vesten ein Tanz gehalten ward, der Boden des Saals, also, daß an die siebenzig Herren und Frauen, Grafen und Ritterstandes, theils vom Fall getödtet, theils hart verletzt wurden, und hat sich selbst der Kaiser nählich an einem Fenster erhalten.

stehen werden müssen, und die in der Stille des bürgerlichen Lebens verschwinden werden.

So räsonte Herr Nikolaus, und ob er klug räsonte, wird die Folge lehren; auch können wir dem Leser die Zweifel, die er etwa hier in den zuvor gerühmten guten Verstand des Kaufmanns zu setzen beliebt, nicht verdenken.

Fräulein Hedwig nahm den Antrag ihres Wohlthäters an, wie eine Dame, machte alle Bedenklichkeiten, die ihr angestanden haben würden, wenn sie noch auf ihres Vaters festem Schlosse gesessen hätte, und willigte endlich ein, doch nur auf eine Bedingung: Herr Nikolaus sollte die kleine Landstadt verlassen, in welcher er bisher in der Nähe ihres Klosters ruhig gelebt hatte, und sich nach Wien begeben. Gern hätte sie noch hinzugesetzt: und den Handelsgeschäften für die Zukunft entsagen; aber sie kannte den Fleiß des arbeitsamen Mannes, fühlte auch wohl, daß der Handel die Quelle seines Reichthums sey, besorgte Abschlag, und behielt sich also diese Klausul bis auf die Zukunft vor.

Hedwigs Forderung, was die Veränderung des Wohnorts anbelangte, ward eingegangen.

Sie ward Seisfrieds Frau, und man begab sich nach Wien.

Zur selbstigen Zeit war die Stadt, welche die Neuvermählte vor andern zu ihrem Aufenthalt gewählt hatte, eben kein wünschenswerther Ort für den, welcher den Frieden liebte. Zwistigkeiten des Vaters und des Sohns verunruhigten sie. Herzog Heinrich von Oesterreich, welchen die Nachwelt mit dem Zunamen des Gottlosen nennt, hatte sich von Ottokarn, damaligen Marggrafen in Mähren, aufhezen lassen, sich wider seinen Vater zu empören. Mit Gift und Dolch, mit List und Gewaltthat bedrohte er das Leben seiner nächsten Blutsverwandten. An ihn hingen sich allerley lose Leute, auch Heinrich und Ademar von Kuenring, *) Hedwigs heimlich der Rache entschlüpfte Brüder, hingen sich an ihn. Sie waren dem jungen ruchlosen Prinzen in allen Bosheiten behülfflich, beraubten die Schätze seines Vaters sengten und brennten im Lande, und fuhren fort dieses Unwesen zu treiben,

*) Von Bräuen Spiegel der Ehren. pag. 179.
Tom. 1.

auch nachdem Herzog Heinrich nicht mehr war, sondern bereits seinen Geist an Ottokars Hofe durch einen gewaltsamen Tod aufgegeben hatte.

Die Kuenringe wurden fürchterlich; ihr Name war ein Fluch im Lande, und der ehrliche Seifried konnte ihn nie nennen hören, ohne daß ihm ein Dolch durchs Herz fuhr, sein Weib war eine von Kuenring, ihr Vater und ihre Brüder waren Ruchlose, ihre Schwester, deren Namen man jetzt wieder zu nennen begann, lebte an Ottokars Hofe in einem zweifelhaften Rufe; sollte Hedwig der einige gute Zweig von einem bösen Stamm seyn? Noch hatte er keine Ursach über sie zu klagen, als bestätigte Erfahrungen von Stolz, Leichtsinne und Liebe zum Müßiggang; übrigens lebte sie eingezogen in den Mauern seines Hauses. Sie selbst schämte sich des Namens Kuenring, und schämte sich noch weit mehr, durch Ablegung desselben nichts weiter geworden zu seyn, als die Frau eines Kaufmanns. Da sie also nur einen kleinen Wirkungskreis hatte, ihre Untugenden zu üben, da Verführung von aussen nicht möglich war, so ward es ihrem Manne noch leicht, sie im Zaume

zu halten, und noch hatte es ihn nicht gerade zu gereut, sie zu seiner Gattin gemacht zu haben. Sie schien wirklich eine Art von Liebe und Dankbarkeit für ihn zu fühlen, war die meiste Zeit liebenswürdig und unterhaltend für ihn, und hatte ihn noch überdies zum Vater zweyer schönen Kinder gemacht, die sie ganz nach den Grundsätzen des vornehmen Lebens erzog, und die auf alle Art Hofnung gaben, ihrem Vater einst Ehre zu machen. Gern überließ er ihr die Leitung ihres Verstandes und ihrer Sitten, worinn er glaubte ihr ohne Einschränkung trauen zu können, aber die Bildung ihres Herzens behielt er sich selbst vor, weil er wünschte, seinen Kindern die volle Recllichkeit und Tugendliebe einflößen zu können, deren er sich selbst bewußt war. Seine Bemühungen glückten noch besser bey der Tochter als bey dem Sohne; Wendelin war der Liebling seiner Mutter, und sie vergaß nicht sein Gehirn frühzeitig mit hochfliegenden Phantasien zu erfüllen, aber die junge Brunilde, von ihr nicht sonderlich geachtet, fiel mehr der Zucht des Vaters anheim, und ward unter seiner Aufsicht das lie-

benwürdigste Geschöpf, welches sich denken läßt. Brunilde war schön, und da sie den Weltton und die Talente, welche man ihrer Mutter nicht absprechen konnte, sich ganz zu eigen gemacht hatte, und gute Sitten mit der Redlichkeit ihres Vaters verband, so konnte man sie wohl vollkommen nennen.

Um die Zeit, da Brunilde das fünfzehnte Jahr erreicht hatte, und mit dem vollen Glanz jugendlicher Reize zu blühen begann, kam Herzog Friedrich, der Bruder des obengenannten gottlosen Heinrichs, nach dem Tode seines Vaters an die Regierung. Man nannte ihn wegen seiner Liebe zu den Waffen, Friedrich den Streitbaren; Höfinge und Höfinginnen gaben ihm wegen seiner angenehmen Aufsenseite den Zunamen des Schönen, und die, welche das ganze All seines Charakters in einem Worte zusammenfassen wollten, nannten ihn den Leichtsinrigen. Wie sehr er diesen Beynamen verdient könnte ich mit mehreren Beyspielen beweisen, wenn ich gesonnen wär, seine Geschichte zu schreiben; da es hier nur auf eine einzige Anekdote aus den Zeiten seiner Regierung ankommt, mögen sich die Leser

sein Bild, aus der Rolle, welche er in derselben spielte, selbst entwerfen, und zusehen, in wie weit es mit jener Benennung übereinkommt.

Friedrich war ein tapferer und glücklicher Fürst, seine Lande mehrten sich, seine Feinde bebten vor ihm, die Stimme des Aufruhrs schwieg, er übte Rache an den Rebellen, und niemand durfte sich ihm widersetzen. Die Pracht und der Reichthum, der sich besonders in seiner Residenz zusammen häufte, zog viel Ausländer herbey, und selbst Fürsten kamen, halb öffentlich, halb unter erborgten Namen aus weiter Ferne der seltenen Lustbarkeiten zu genießen, durch welche sich der Hof des Herzogs von Oesterreich weit über den kaiserlichen erhob.

Unter den Fürsten und Herren, welche sich aus dieser Ursach zu Wien im strengsten Inkognito einfanden, war auch Marggraf Ottofar aus Mähren; er war nie ein sonderlicher Freund des österreichischen Hauses gewesen, und man thut ihm vielleicht nicht unrecht, wenn man ihm bey seinem heimlichen Besuch Absichten von mehrerer Deutung zuschreibt, als den Wunsch, sich mit Ablegung des lästige

gen Fürstenglanzes einmal im Gebiete eines andern königlich zu erlustigen, Dinge, welche übrigen nicht hieher gehören.

Ottokars Infognito war von anderer Natur als das gemeine Infognito großer Herren, war keine durchsichtige Hülle, unter welcher man den Stern verrätherisch hervorblicken sieht. Es war sein wahrer Ernst, hier unter keinem andern als dem erborgten Namen Ritter Ulrich Baumgartens aus Schweizerland bekannt zu werden. Sein Gefolg bestand aus niemand als aus noch einem Ritter, welcher für seinen Waffenbruder gelten mußte, einer Dame, welche den Namen der Gemahlinn des letzten führte, und verschiedenen Knappen. Sein Aufzug war auch im übrigen nichts weniger als fürstlich, und da er auch in seiner Person wenig auszeichnendes hatte, so war er sicher, hier auf keine Art entdeckt zu werden.

Die Dame welche ihn begleitete, und die ihm weit näher anging als demjenigen, dessen Gemahlinn sie sich hier nennen mußte, hatte, ob sie gleich keine Fürstin war, auch ihre Ursach, in Wien ihren wahren Namen nicht kund werden zu lassen. Sie war eine geborne

ne von Kuenring, war Hedwigs Schwester, die jenesmal aus Räubers Händen durch Abentheuer an Ottokars Hof gekommen war, und jetzt diesen Fürsten so gefesselt hatte, als Leichtsinu und Ausgelassenheit durch die ausgesuchtesten Künste der Buhlerey nur gefesselt werden können.

Der Name Kuenring hatte jetzt dadurch einen neuen Schandfleck erhalten, daß die beyden Brüder dieses Namens, deren wir im vorhergehenden gedacht haben, und welche Friedrichs Lande bisher durch Aufruhr, Mord und Brand beunruhigt hatten, seiner Macht weichen mußten, und dem schmählichen Tode, welcher ihren Mitrebellen traf, nur dadurch entgingen, daß sie sich vor den Arm des Rächers durch Flucht und Verbergung zu sichern wußten *). Kunigunde von Kuenring würde thöricht gethan haben, sich für die Schwester dieser Elenden öffentlich zu bekennen, aber ganz unbekannt konnte und wollte sie nicht bleiben.

*) Abemar starb als Layenbruder im Kloster zu Zwettzel. Heinrich scheint ein heimliches Nachopfer der Gerechtigkeit geworden zu seyn.

Sie wußte, daß ihre Schwester Hedwig in Wien verheyrathet war, und ob sie gleich ihrem Urtheil nach ein erschreckliches Mißbündniß getroffen hatte, so war sie doch herablassend genug, die demüthige Frau Seifried in ihrem Hause zu besuchen, und sich ihr zu nennen. Schwesterliche Liebe war es wohl schwerlich, was sie hierzu antrieb, Hedwig und Kunigunde waren wohl Schwestern, aber nie Freundinnen gewesen, Wunsch, sich vor ihren Gedanken nach so tief herabgewürdigten Edel-dame in ihrem Glanze zu zeigen, war es, was sie in Seifrieds Haus trieb. Die Bühlerin eines Fürsten zu seyn, dünkte ihr weit rühmlicher als der Name der Gattinn eines ehrlichen Bürgers; sie nahm sich vor, die arme Hedwig tief zu demüthigen, und ihr, ungeachtet des geschärften Verbots Marggraf Ottokars, nicht zu verschweigen, in was für einem Verhältniß sie mit diesem Fürsten stehe.

Hedwig war schwach, Ehrbegierde kannte sie wohl, aber nicht Begier noch wahrer Ehre. Kunigundens glänzende Erscheinung demüthigte sie tief, sie fand den kläglichen Rang, den sie behauptete, über den Stand, den

ihr das Glück angewiesen hatte, so ehrenvoll, so beglückend er ihr auch hätte seyn können, wenn sie gewollt hätte, weit erhaben. Sie fing an ihren Mann herzlich zu hassen, weil die Verbindung mit ihm sie in den Bürgerstand hinabgezogen hatte, sie glaubte, ohne ihn hätte sie wohl auch noch solch ein Glück wie ihre Schwester machen können. Daß sie zu der Rolle des glänzenden Lasters nicht schön genug war, beachte sie nicht, auch vergaß sie ganz, wie viel sie dem redlichen Seisfried zu danken hatte, ohne dessen Hülfe sie in den Ruinen ihrer verödeten Burg hätte umkommen müssen.

Der wackere Kaufmann zählte nach dem Besuch Kunigundes lauter traurige Tage. Eine Laune kam bey seiner Frau zum Vorschein, die er noch nicht an ihr kannte, und welche sich weder durch Bitten, Vorstellungen, noch Drohungen mildern ließ. Die Ursach ihres ausgelassenen Betragens kannte er nicht, er wußte nicht, welch ein böser Geist, wußte nicht einmal, daß ein solcher in seinem Hause gewesen war und den häuslichen Frieden mit sich hinweggenommen hatte.

Er hätte seinen Heiligen danken mögen,

wenn Kunigunde ihren Besuch nur nie wiederholt hätte, aber leider erschien sie von neuem; abermal in seiner Abwesenheit, neues Unheil auszustreuen und den Kopf ihrer beklagenswürdigen Schwester vollends ganz zu verrücken.

Hedwig, sagte sie, du jammerst mich, und der Umstand, daß du dein Elend und meine Ueberlegenheit begreifst, welche dir sonst nie einleuchten wolte, macht, daß ich dir wohl will. Traure nicht, ich will dich nicht verlassen. So lang ich hier nebst meinem geliebten Fürsten verweile, will ich dich unablässig besuchen, und dir mit Rath an die Hand gehen, wie etwa deine Lage erträglich zu machen wär. Die Ehre unserer Ahnen ist freylich durch die verdrüßliche Mißheyrath auf immer verschert, aber darum nicht die Freuden des Lebens. Ich sehe nicht, warum du dich in die traurigen Mauern deines Hauses einschränkst; ist dein Mann auch nicht im Stande, dir den Glanz wieder zu geben, welcher deiner Geburt zukommt, so kann er dir doch all die Vergnügungen verschaffen, auf welche du als eine Edelbame Anspruch machen darfst. Wie du sagst ist Herr Seifried reich, was hält dich ab, sein Vermögen zu nuzen, und Theil an all

der Lustbarkeiten zu nehmen, von welchen Wien jetzt wiedertönt? — Du schweigst? du hältst dich zu schwach, deinen Mann zu seiner Schuldigkeit anzuweisen? — Wohl gut, ich trete auf deine Seite, und es wär kein Glück, wenn unserer Zwey den Bürger nicht gefällig machen sollten. Ich werde dich besuchen, wenn er zugegen ist. Trage Sorge, mich ihm auf die Art bekannt zu machen, wie ich ihm bekannt seyn will. Um dir Ehre zu machen, und Ansehen bey ihm zu verschaffen, bin und bleibe ich deine Schwester; aber mein Verhältniß mit dem Marggrafen bleibt ihm ein Geheimniß, er muß mich für die Gemahlinn desjenigen halten, nach dessen Namen mich hier die Welt nennt. Du siehst, was diese Dinge für Eindruck auf ihn machen müssen, die schöne, reiche, geehrte, glücklich vermählte Schwester seiner Frau muß einen Glanz auch auf sie zurückwerfen. So lange ich hier bin, genießest du in meiner Gesellschaft alle Freuden der großen Welt, so weit der Name der Frau Seinfried dir Zutritt in den glänzenden Circeln gestattet, und habe ich denn Wien verlassen, so wirst du schon klug genug seyn, die Vortheile, die ich dir gewonnen habe, nicht wieder aus den Händen winden zu lassen. —

O Schwester! rief Hedwig, die die Nebenrinn schon verschiednenmal zu unterbrechen gestrebt hatte, Schwester! wie soll ich dir für deine weisen Rathschläge danken!

Davon ein andermal, sagte Kunigunde. Du siehst, ich brauche deine Dankerweisungen nicht, denn mein Fürst läßt es mir an nichts fehlen? doch würde es grausam von mir seyn, einer Schwester, die die Frau des reichen Seisfried ist, alle Möglichkeiten, mir mit Kleinigkeiten Freude zu machen, abzusprechen.

Kunigunde wurde Herrn Seisfried als die Schwester seiner Gattin vorgestellt, und der, der nicht wußte, was für Unheil diese Unholbinn in sein Haus brachte, besaß zu viel Lebensart, und ach noch zu viel Schwachheit für die höhern Stände, um einer Dame, die sich nicht schämte, ihn Bruder zu nennen, kaltfinnig zu begegnen. Ueberdem hatte Kunigunde ungemein viel Einnehmendes, und war zu gewiß da zu gefallen, wo sie gefallen wollte, als daß sie die Wohlmeinung des ehrlichen Mikolaus hätte verfehlen sollen. Da sie öfter in sein Haus kam, so gab es Gelegenheit vertraulicher zu werden; Seisfried klagte seiner vornehmen Schwester die üble Lau-

ne, welche er seit einiger Zeit an seinem Weibe bemerkte, und Kunigunde war schnell mit der Erklärung da, dieses entstehe von der trübseeligen Einsamkeit, welche in seinem Hause herrsche, welcher sie die Bitte hinzufügte, die Schwester zuweilen durch Genuß der Lustbarkeiten von welchen jetzt hiedermann genöthe, zerstreuen zu dürfen.

Seisfried konnte selten Nein sagen, und Hedwig ward also von nun an Kunigundens Begleiterin bey allen öffentlichen Vergnügungen, an welchen sie, ohne von dem demüthigen Namen einer Bürgerinn gehindert zu werden, Theil nehmen konnte.

Was man jetzt Nebouten nennet, nannte man damals Mummereyen, und Hedwig war sicher, bey keinem dieser Feste der Narrheit, die man damals in Teutschland zuerst sah, und sie bis zur Naserey liebte, zu fehlen. Das Vergnügen, welches man auswärts genoß, wurde im Hause wiederholt. Kunigunde brachte zu den Gelagen in Seisfrieds bis jetzt so stiller Wohnung, ihren sogenannten Gemahl und bald auch ihren fürstlichen Liebhaber unter seinem angenommenen Namen mit sich. Man besand

sich wohl bey des Bürgers wohl besetzter Tafel und dem herrlichen Wein aus seinem Keller, und er, der gute Kaufmann, war schwach genug, sich durch die vornehme Gäste geehrt zu finden, und sich bey dem grossen Ton, der in seinem Haus zu herrschen begann, seine unter den Großen verlebten besten Tage mit Entzücken zurück zu rufen.

Man wird mir sagen, daß es nicht wahrscheinlich sey, daß Kunigunde, daß sogar Ottokar sich ohne wichtige Ursach zur genauen Verbindung mit einer niedern Race von Menschen herab gelassen haben, deren sie entbehren konnten, und ich bin gleich bereit, meinen Lesern hierüber Aufschluß zu geben. Ottokar war ein Fürst, aber kein allzureicher Fürst, war Marggraf von Mähren, aber das noch nicht, was er hernachmals wurde, König von Böhmen. Seine Einkünfte reichten bey weitem nicht zu, die Habsucht seiner Reisegemahlinn Kunigunde zu stillen, daher kam es, daß letztere sich kleine Gratifikationen, wenn sie ihr von ihrer reichen Schwester mit gehöriger Demuth dargebracht wurden, sehr wohl behagen ließ, und daher kam es, daß Ottokar bald

mit Versuchen hervortrat, von dem bemitteltesten Kaufmann ein fürstliches Darlehn zu erheben.

Geisfried war zu klug, um außs ungewisse zu leihen, war zu klug, und mit dem Ton der Fürsten zu bekannt, um unter dem einen von seinen vornehmen Gästen nicht längst eine Person von mehrerer Wichtigkeit geahndet zu haben, als dieser seyn wollte. Ottokar mußte sich nennen, und der Name eines Marggrafen von Mähren, eines künftigen Königs von Böhmen, verschafte ihm die doppelte Summe, die er (gewünscht hatte. Geisfried war über- rascht, war entzückt, sich wieder in den Kreis der Fürsten gebracht zu sehen, wo er ehemals Vortheil und Vergnügen so überschwenglich gefunden hatte, und konnte in diesem Augenblicke zu nichts nein sagen, was man von ihm verlangte. — Aber — das Nachdenken blieb nicht aussen. Wenn er auch fühlte, daß er nicht Ursach habe, sich wegen seines Darlehns bange seyn zu lassen, wenn auch die Ehre, einen Fürsten so oft seinen Gast zu nennen, und auf die vertraulichste Art von ihm behandelt zu werden, ihm für seine Per-

son schmeichelte, so mußten ihm doch die Unordnungen, welche die vornehme Gesellschaft in dem Innern seines Hauses, vornehmlich in dem Gemüth seiner Frau und seiner Kinder anrichtete, beunruhigen, und den Wunsch in ihm erregen, wenigstens Hedwig und die junge Brunilke, weil es noch Zeit war, zurück zu reißen.

Versuche von dieser Art hatten es mit der Unmöglichkeit zu thun. Die Frau Seisfried, welche jetzt aus höherm Ton zu sprechen gewohnt war, als ehedem, stritt mächtig für sich und ihre Tochter, Kunigunde trat an ihre Seite, aber doch verfocht sie ihre Sache mit weit minderm Ernst, als Ottkar, der sich herabließ, die Angelegenheiten der seisfriedischen Damen sehr eifrig zu den seinigen zu machen. Er gab vor, die schöne Brunilke und ihren Bruder Wendelin, um ihres braven Vaters willen, ungemein werth zu schätzen, erbot sich, die erste unter dem Frauenzimmer seiner Gemahlin anzubringen, und behauptete, daß dem andern nichts fehlte, als ein adelicher Name, um ihm dereinst Anspruch zu den höchsten böhmischen Ehrenämtern zu geben.

Seisried begunnte seit einiger Zeit kalt sinniger bey den Gnadenbewisungen seines hohen Gasts zu werden, und die Dame Kunigunde, seine vornehme Schwägerinn, weit weniger zu schätzen, als Anfangs. Was für eine Stelle sie bey dem Marggrafen einnahm, war ihm jetzt, da man sich weniger Zwang anlegte, als zu den Zeiten vor Ottokars Inognito, sehr deutlich, und er dachte bey aller Liebe zum grossen Weltton noch bürgerlich genug, beide um ihres gegenseitigen Verhältnisses willen zu verachten, und es sich für seine Kinder nicht allzumüthenswerth zu halten, wenn sie einst Protektion ihres angebotenen Gönners und ihrer Vase geniessen sollten. Hedwig dachte anders, und sparte nichts, ihre Kinder, besonders Wendelin ihren Liebling, dem Marggrafen und seiner Gnade überall entgegen zu stellen, indessen die Augen des königlichen Wollüstlings weit lieber auf der schönen aufgehenden Rose, der lieblichen Brunilde, ruhten.

Brunilde war schön, sehr schön, niemand wußte es weniger als sie selbst, und niemand schien es besser zu bemerken, als Ottokar, der keine Gelegenheit aus der Acht ließ, sie zu

sich zu ziehen, sich an ihre Seite zu drängen, und unter dem Vorwand, sie sey noch ein Kind, ihr Liebkosungen zu machen, welche wirklich nur die ersten Kinderjahre hätten entschuldigen können.

Kunigunde war scharfsichtig genug, dieses bald zu merken, und nach Würden zu beurtheilen. Die Gefahr, sich durch ihre junge reizende Michte von ihrem Posten gestossen zu sehen, zeigte sich ihr in ihrer fürchterlichen Gestalt; die scheue Blödigkeit des schönen Mädchens sicherte sie nicht, sie wußte, daß dieses ein Reiz mehr für Ottokar sey, und trauete derselben, durch ihr eigenes Beyspiel belehrt, nicht viel Dauer und Standhaftigkeit zu. Von diesem Augenblick an ward der Abschied aus Wien und von dem wohlgenohenen seifriedischen Hause festgesetzt, und Ottokar war noch Sklave genug von seiner Mätresse, um ihrem Willen nachzugeben.

Der Abschied war auf keiner Seite schmerzlich, als auf Ottokars, dem es im Ernst nahe gieng, seinen gastfreyen Wirth nicht um seinen liebsten Schatz, die holdselige Brunilde, betrügen zu können. Was Seifrieden anbelangte

so kann man errathen, daß er, ungeachtet er lange nicht das ärgste besorgte, was von seinen durchlauchtigen Gästen zu besorgen gewesen wär, ihnen keine bittern Thränen nachweinte. Auch die Schwestern schieden kaltfinnig. Das Einverständnis solcher Freundinnen dauert selten lange. Hedwig konnte nimmer so viel geben, als Kunigunde zu nehmen geneigt war, und diese erhob sich wiederum zu sehr über die adeliche Bürgerinn, als daß sie vollkommen mit ihr hätte zufrieden seyn können.

Die letzte Beleidigung, welche beyde einander anthaten, verderbte vollends alles, und machte, daß sie, ungeachtet Ottokar und Seifried Vermittler waren, und die Ausöhnung äußerlich ziemlich zu Stande brachten, heimlich als die erbittertsten Feindinnen schieden. Das was die vor kurzer Zeit so einigen Schwestern aufewig entzweyte, war, wie oft geschieht, nichts als ein beissender Einfall, den die eine der andern mit baarer Münze bezahlte. Nach einem kleinen vorläufigen Zwist hatte man sich einst wieder vereinigt, um die nöthigen Verabredungen zu der nächsten Mummerey zu nehmen. Hedwig schlug ihrer Schwester böshaft

genug die Larve des Lasters vor, und diese willigt mit vieler Gegenwart des Geistes in den Vorschlag, wenn Frau Seifried die Rolle der nachhinkenden Strafe übernehmen wollte. Der hämische Ausfall auf Hedwigs körperliches Gebrechen verursachte fast bey ihr eine noch heftigere Sensation, als bey Kunigunden die Schwesterliche Rüge ihrer Sittenlosigkeit. Man hat es oft gehört, daß manche Personen sich lieber des Mangels an Moralität, als persönlicher Fehler beschuldigen lassen. Dem sey im übrigen wie ihm wolle, genug man trennte sich, nur von außen versöhnt und herzlich erfreut, sich nicht mehr sehen zu dürfen.

Nach Abreise des Marggrafen, welcher noch ein ansehnliches Darlehn über das vorige mit sich hinweg nahm, begunnte erst der ehrliche Kaufmann den vollen Schaden überrechnen und schätzen zu können, welchen die letzte glänzende Epoche in seinem Hause angerichtet hatte. Verlust der Zeit und des Gelds, die bey einem bürgerlichen Hauswesen, und war es auf noch so grossen Reichthum gegründet, so leicht zu merken, so schwer zu vergüten ist, war noch das geringste, aber die Verheerungen, welche

der Genuß der Welt in den Grundsätzen Hedwigs und ihrer Kinder angerichtet hatte, o das waren böse, böse Dinge, welche durch das eingebüßte Ansehen als Herr und Gebieter des Hauses für Seisfrieden fast un- wiederherstellbar gemacht wurden. Hedwig hatte unter Kunigundens Vorfig bisher geherrscht, sie hatte ihr alle Kunstgriffe, Seisfrieden, bald durch Gewalt, bald durch Schmeicheley zu lenken abgelernt, und sie schien nicht gesonnen, sich das Scepter so leicht aus der Hand winden zu lassen.

Bev dem besten Willen Seisfrieds, eingerissene Unordnungen abzustellen, und den alten regelmöszigen Gang in seinem Hause wieder einzuführen, blieb es immer beym alten, und er sah endlich ein, daß, da er einmal vom Regiment entsetzt war, die einige Möglichkeit etwas zu bessern noch auf seinen Kindern beruhte. Wendelin, der wilde Wendelin, der Liebling seiner thörichten Mutter, wurde bald als auch unverbesserlich aufgegeben, und die Hoffnung des Vaters beruhte allein noch auf Brunilden, auf der holden sanfterherzigen Brunilde, die, so gern sie auch

bisher ihrer Mutter und ihrer Base in den Wirbel der Lustbarkeiten gefolgt war, doch jetzt eben so geneigt schien, sich nach dem Willen des weisen Vaters zu bequemen, welcher Eingezogenheit und häusliche Stille predigte, und es ihr nicht fürder vergönnen wollte, überall sichtbar zu seyn, wo Lust und Lachen herrschte, und wo die verwöhnte Frau Seisfried jetzt nie fehlen zu dürfen glaubte.

Hedwig mußte also die Freuden außer dem Hause jetzt ohne Begleiter auffuchen, und sie hatte die Kränkung zu sehen, daß man ihr die Derter des Vergnügens bisher nicht um ihrer selbst, bloß um anderer willen geöffnet hatte. Hier fragte man nach der schönen Kunigunde, dort nach den beyden stattlichen Rittern, deren Erscheinung Ehrfurcht gebot, und am öftersten erkundigte man sich, wo sie die junge aufblühende Schönheit gelassen habe, die man so gern an ihrer Seite zu sehen pflegte.

Welche Kränkung für die stolze Bürgerinn! Leicht hätte sie bewogen werden können, aus Verzweiflung wieder die Rolle einer stillen Hausfrau zu spielen, wenn nicht zu eben

dieser Zeit das Schicksal sie zur vollen Meisterinn ihrer Handlungen gemacht und ihr Mittel an die Hand gegeben hätte, die Laufbahn des Vergnügens mit neuem Glanz und besserem Erfolg als je zuvor, zubetreten.

Der gute Seifried starb, und ob er gleich großmüthig genug gewesen war, seiner Frau, ungeachtet er nicht allemal mit ihr zufrieden gewesen seyn konnte, einen ansehnlichen Theil seines Vermögens zu hinterlassen, so hatte er doch nicht vergessen, besonders für seine Kinder zu sorgen, und sie durch weise Verfügungen von ihrer Mutter unabhängig zu erhalten. Seifried war ein beliebter und wohlangesehener Mann bey den Bürgern seiner Stadt, er saß in ihrem Rathskollegio, und hatte manchens zum Besten der Volks gestiftet; sein Ansehen hatte die Rechte der Bürger oft gegen den Herzog geschützt, und sein Reichthum hatte ihnen in Theurung, mehr als einmal wohlfeiles Brod gegeben. Man liebte ihn bey seinem Leben, man betrauerte ihn nach seinem Tode, und als es bey Eröffnung seines letzten Willens sich ergab, daß die Häupter der Bürgerschaft zu Brunildens Vormündern ernannt waren,

so gelobte die ganze Versammlung, für das Beste des jungen Mädchens zu wachen, und keine Beeinträchtigung ihrer Rechte zu dulden.

Seifrieds Wittwe war nicht so beliebt, als ihr verstorbener Mann. Alle stimmten darauf, daß das erste, was man zu Brunilbens Besten thun könne, dieses sey, sie aus der Aufsicht ihrer Mutter zu nehmen, und sie in irgend einem Kloster einer glücklichen Verheyra-
thung entgegen reifen zu lassen, aber zu einem solchen Schritte berechtigt zu seyn, hätte es einer Klausel im Testamente bedurft, welche Seifried nicht hätte vergessen sollen; sie fand sich nicht, und für Brunilden war also kaum zur Hälfte gesorgt; ihr Vermögen war gerettet, aber ihre Person blieb der Führung einer thörichten Mutter überlassen, welche sie unmöglich gut leiten konnte. Kaum begreiflich ist es, wie Seifried, der dieses besser wissen mußte als irgend jemand, hier nachlässig seyn konnte!

Indessen war es so, und Brunilde war zu jung, um zu fühlen, daß sie bey ihrer Mutter in sehr zweydeutigen Händen sey. Mit dem besten Herzen, mit den herrlichsten Anlagen zu allen Tugenden, so wie sie nur unter der Leitung

eines guten Vaters erwachsen konnten, verband sie einen bloß mittelmäßigen Verstand, der nicht gar weit in die Ferne sah, und all den Leichtsinn, all den Hang zum Vergnügen, der ihrer Jugend angemessen war.

Daß ihr Vater, dessen Andenken sie kindlich verehrte, nicht für das Herumschweifen der Weiber außer dem Hause, nie für Vernachlässigung der stillen Pflichten ihres Geschlechts gewesen war, das wußte sie; seine ihr unvergeßlichen Lehren sagten es ihr, und sie sah es daher nicht gern, als ihre Mutter nach geendigtem Trauerjahr, einen ganz andern Ton in ihrem Hause einzuführen begann, so daß es fast das Ansehen haben wollte, als ob die Zeiten Ottokars und Kunigundens wiederkehren sollten; in dessen das Thun und Lassen ihrer Mutter zu meistern war sie zu bescheiden, sich zu widersetzen, wenn die Freude winkte, zu schwach; so ward sie nach und nach mit fortgerissen, wohin sie nicht gedachte, und sah sich am Ende am Rande eines Abgrunds, von welchem nichts sie zurückreißen konnte.

Die Schranken, in welchen sich die Biergerfrauen zur damaligen Zeiten bewegen konnten

waren sehr klein, selbst die Edelbamen blieben, wenn nicht besondere öffentliche Feste vorfielen, meistens in dem Innern ihrer Häuser, und Hedwig zeichnete sich also schon dadurch aus, daß sie sich mit ihrer Tochter überall sehen ließ, wo man sonst niemand ihres Geschlechts zu erblicken gewohnt war. Sie zog Augen auf sich, welchen sie in der Stille ihres Hauses ohne Mühe entgangen wär, und vielleicht wars eben das, was sie wünschte, sonst hätte sie sich nicht so gern, so leicht in die Folgen ihrer seltsamen Aufführung finden können.

Herzog Friedrich, dessen wir schon in den vorigen Blättern erwähnt haben, regierte damals zu Wien, ein Fürst wie es zu jenen Zeiten viele gab, ein tapferer Held im Kriege, ein harter Vater seiner Unterthanen, ein schlechter Gemahl für diejenigen, welchen die Kirche ein Recht auf sein Herz gab, und von denen er eben jetzt die zweyte aus lieberlichen Ursachen vorstossen hatte, übrigens ein warmer Verehrer des ganzen weiblichen Geschlechts, hartnäckig, ränkevoll und verschwenderisch, wenn es auf Durchsetzung seiner Absichten ankam, und unbesorgt um den Ausgang in allem, was er begann.

Friedrich hatte Brunilben, welche man überall sah, gesehen und bemerkt, und sehen und bemerken war bey ihm in solchen Fällen der Anfang zu wichtigern Schritten. Hedwig erfuhr schnell, daß ihre schöne Tochter den Augen des Fürsten wohlgefiel, und daß, wenn man ihm Gelegenheit verschafft, sie öfter zu sehen, daran sein gnädiger Wille geschehen würde. Hedwig wante vor, daß der Stand, in welchen sie lebte, ihr und ihrer Tochter keinen Zutritt zu den großen Festen des Hofes verstattete, bey welchen nur Abeliche erscheinen durften, daß sie zwar ihrer Geburt nach Anspruch auf solche Vorzüge machen dürfte, daß sie aber da das Unglück sie durch Misheurath herabgesetzt habe, jeden hohen Gedanken in der Nähe des Fürsten zu leben und für sich oder ihre Kinder seiner gnädigen Blicke zu genieffen aufgeben müsse.

Man versicherte ihr, sie habe Friedrichs Blicke bereits zu sehr auf sich und ihre Tochter gezogen, als daß man ihr zugeben würde sich nun zurück zu ziehen. Hedwig zuckte die Achseln, gestand durch ihre bisherige Uneingezogenheit wirklich einen Fehler begangen zu haben, den sie nur durch das Gegentheil verbes-

fern könne, und betheuerte, daß man in Zukunft weder sie, noch Brunilden an Orten sehen sollte, wo sie Gelegenheit zu Gedanken geben könnten, welche weder ihr noch dem Herzog ziemten.

Was sie gelobte, das führte sie auch aus. Den Entschluß der Eingezogenheit desto unverbüchlicher zu machen, begab sie sich nebst ihren Kindern auf ein Landhaus, das sie nach Seisfrieds Tode in der Nähe des Wienerwalbes gekauft hatte, und welches seiner Lage, seiner Pracht und seiner Bauart nach wohl den Namen einer adelichen Burg verbiente.

Wer Hedwig nur halb kannte, sah in diesem Schritte nichts als den Wunsch, in der Entfernung von der Stadt, wo man sie nicht sonderlich achtete, die Edeldame zu spielen, dahingegen wir und unsere Leser hier die tief liegenden Ränke einer schlaunen Intriguenmacherinn nicht verkennen. Hedwig hatte seit Seisfrieds Hand sie entadelt, nicht aufgehört, ihren gesunkenen Stand zu betrauern, Kunigundens Besuch hatte die halb entschlummerten Triebe sich wieder empor zu heben geweckt, und der gelegentliche Genuß der Welt sie aufs höch-

ste getrieben. Sie beneidete das Loos ihrer Schwester, und da sie fühlte, daß sie weder jung noch reizend genug war, sich noch ein ähnliches zu versprechen, so ging auf einmal der Gedanke in ihr auf, ihre schöne Tochter zum Mittel ihres gewöhnten Glücks zu gebrauchen. Ottokars Blicke hatten ihr bereits gezeigt, daß Brunilde reizend genug sey, Fürsten zu fesseln, und ihr Herz sagte ihr, daß in der Stadt, wo Friederich der leichtsinnige herrschte, das was sie wünschte, leicht zu erhalten seyn würde.

Absichtlich hatte sie den Anblick des jungen unschuldigen Mädchens dem Herzog überall entgegen getragen, und absichtlich zog sie sich jetzt, da sie merkte, ihren Wunsch erreicht zu haben, mit ihr zurück, und wählte die Einsamkeit eines Landschlosses, welches Friedrich wohl zu finden, und wären seine Absichten ernstlich, dieselben in basiger Entfernung von der großen Welt bequemer und glücklicher zu verfolgen wissen würde.

Was die schlaue erwartet hatte, geschah. Ganz von ohngefähr begab es sich, daß Friederich im Wiener Walde jagte, und eben so ungefähr, daß ihm Ungewitter, Ermüdung oder

Verirrung in die Burg der reichen Bürgerinn führte. Man erstaunte, man wunderte sich des hohen Gastes, man schien nicht ganz zufrieden mit seiner Erscheinung, und man bewirthete ihn demohngeachtet so wohl, als wenn man ihn erwartet hätte. Nichts fehlte, den Herzog mit seiner Wirthin vollkommen zufrieden zu machen, als Brunildens Gegenwart welche aber so wenig dieses, als viele folgende male, da Friedrich durch die Jagd hieher geführt wurde, zum Vorschein kam.

Die arglistige Hedwig wußte aus Kunigundens Unterricht, und vielleicht aus eigener Erfahrung in ihren bessern Jahren, daß gelegentliche Entziehung im Stande ist, die Leidenschaft aufs höchste zu spannen, und schneller unvermutheter Anblick der bewunderten Schönheit dann auf einmal alles bewürkt, was man wünschen kann.

Herzog Friedrich ward in die Länge unmuthig, hier nie diejenige zu sehen, welche er eigentlich suchte. Hedwig hüllte sich immer in so einen dichten Schleyer von Ehrbarkeit und Wohlstand ein, daß er Bedenken trug, sich gerade zu über Brunildens Abwesenheit zu bez

schweren, gerade zu seine Leidenschaft für sie zu gestehen, er klagte nur, daß er in einem Hause, welches er so öfters sähe, noch als ein Fremder behandelt würde, und daß seine Gegenwart dienen müßte, den Bewohnern desselben Zwang anzulegen. Ich weiß, sagte er zu Hedwig, ihr habt eine Tochter, warum muß das gute Kind allemal auf ihrem Zimmer versperrt bleiben, wenn ich gegenwärtig bin? ich sorge, man maßt ihr ihren Fürsten als ein fürchterliches Ungeheuer, vor welchem sie sich nie genug verbergen kann, oder man verursacht wenigstens durch dieses seltsame Verfahren, daß mir das junge Mädchen als einen Störer ihrer Freiheit flucht. Den Fluch der jungen Kinder begehre ich nicht auf mich zu laden; man sagt, derselbe ziehe den Zorn des Himmels über die Fürsten herab, und ich verlange schlechterdings, daß es hinführo in diesem Hause eins sey, ob ich gegenwärtig oder nicht gegenwärtig bin, daß ein jedes nach wie vor seinen Gang gehe, und daß der Gast nicht mehr die Kinder von Hause von der Seite ihrer Mutter treibe.

Die Erklärung des Fürsten war ungemein gnädig, ungemein herablassend, und Hed-

wig versprach mit der guten Art, die ihr noch von ihrem vorigen Stande eigen war, und die ihren Umgang selbst Friedrichen gefällig macht, den Willen ihres Fürsten auch hierinn ihr Gesetz seyn zu lassen.

Das nächste mal, als der Herzog Hedwigs Schloß mit seiner Gegenwart beehrte, fand er alles überherzlich zu seinem Empfang bereitet. Hatte er zuvor je zuweilen Ursach gehabt über den fast fürstlichen Pracht der Bürgerin die Achseln zu zucken, so fand er diesmal hierzu doppelten Anlaß. Seine Begleiter konnten sich kaum des Murrens enthalten, daß die Wirthin über ihren hohen Gast so ganz ihres Standes vergaß, aber Friedrich gebot Stillschweigen; er war klug genug zu begreifen, daß die Schwachheit der Mutter Brunilbens zu Erreichung seines Endzwecks dienen müsse, und nahm sich vor, nichts zu ahnden, was Hedwigs stolze Thorheit ihr eingeben würde.

Zur damaligen Zeit war es gebräuchlich, bey fürstlichen Gastereyen, daß vor der Tafel die Dame des Hauses den hohen Gästen einen

Lebendigen Vogel vortrug *), über welchen ihre die versammelten Ritter irgend ein Angelohniß zu Erfüllung einer möglichen Bitte leisten mußten, ein Gebrauch, den, da er nur den Fürsten eigen war, nie ein adeliches Haus nachzuahmen wagte. Hedwig trug kein Bedenken, vor ihrem Landesheerrn heute ein solches Schauspiel aufzuführen, und sich der Gefahr auszusetzen, von ihm auf die demüthigendste Art in die Schranken ihres niedrigen Standes zurückgewiesen zu werden.

Die Tafel war aufs herrlichste zugerichtet, die Credentzische blinken von silbernen und güldenen Geschirr, eine Scharr geschmückter Diener erfüllte den prächtigen Saal. Der Herzog war ihm Begriff sich nebst seinen Ritttern an der Seite seiner stolzen Wirthin zur Mittagsmahlzeit zu setzen, und noch erschien Brunil-

*) Noch im fünfzehenden Jahrhundert zeigen sich Spuren von dieser seltsamen Sitte. So gelobte Herzog Philipp von Burgund 1454 Gott, der heiligen Jungfrau, und dem fürstlichen Frauenzimmer, über einen Phasan den Zug wider die Türken.

de, die er heut unausbleiblich zu sehen gehofft hatte, nicht. Er erinnerte ihre Mutter an ihr Versprechen, und diese wandte sich mit einer vornehmen Art zu einer ihrer Nachtreterinnen. Man sage dem Fräulein, sprach sie, der Herzog verlange sie zu sehen.

Nicht lang so öfneten sich beyde Flügel der großen Thür, und Brunilde oder vielmehr eine junge Fürstin trat herein. Gestalt und Schönheit des jungen Mädchens übertrafen ihren Stand bey weitem, und eben so ihre Kleidung. Ein weißes Silberstück mit purpurfarbenem Gürtel bekleidete sie, ein funkelnder Diamant befestiget auf ihren schönen Locken einen köstlichen Schleyer und einen Strauß von wallenden weißen Federn, sie nahte sich langsam und mit liebenswürdiger Schüchternheit, und trug auf ihrer Linken eine weiße Taube mit einem goldenen Ring um den Hals.

Friedrich stand erstaint; Brunilden hatte er oft und mit Entzücken, aber so noch nie gesehen, die Pracht, welche sie umgab, diente allerdings ihre Schönheit zu erhöhen, und ihr

Anstand, der einer Königin Ehre gemacht hätte, vollendete die Täuschung, in die jeder bey ihrem Anblick versetzt werden mußte. Alles was man bis jetzt in Hedwigs Anordnung ihres Gastmals übertrieben gefunden hatte, verschwand, da Brunilde die Königin des Festes erschien. Der Herzog und selbst seine Ritter gestanden in ihrem Herzen, das Glück habe bey Ziehung des Loses für das schöne Bürgermädchen einen Mißgriff gethan, habe sie an eine Stelle gesetzt, welche weit unter ihrer Würde war, und es sey daher nicht unbillig, wenn sie wenigstens das Aeußere des Standes annehme, der ihr versagt sey.

Brunilde blieb mitten im Saal stehen, eine innere Bewegung schien ihr das Fortgehen schwer zu machen. Der Herzog trat näher, und verbeugte sich vor ihr, als stehe er der Erbin eines Königreichs gegen über.

Himmliches Fräulein, sagte er, was fordert ihr von mir?

Nichts als die Gnade meines Herrn für mich und die Meinen, erwiederte sie mit bebender Stimme.

Gleichwohl fuhr er fort, sagt der Vogel auf eurer Hand, daß ihr Wünsche hegt, deren Erfüllung in meiner Gewalt ist.

Mein Vogel ist eine Taube; die Tauben können keine großen Ansprüche machen.

Entzückende Einfalt! rief Friedrich, aber redet Fräulein, was fordert ihr von mir?

Brunilde schwieg und sahe vor sich nieder.

Rede meine Tochter, sagte Hedwig mit etwas Unwillen im Blick, du weißt, was ich dir von der Gnade unsers Herrn gesagt habe, auch ist dir nicht unbekannt, was dich und unser ganzes Haus glücklich machen kann, und sollte es dir entfallen seyn, so weißt du wohl, daß ich deine verschwiegene Wünsche verdolmetschen kann.

Erklärt euch, schöne Brunilde, rief der Herzog, der es jetzt wagte, den Vogel auf ihrer Hand zu lieblosen, und ihr bey dieser Gelegenheit kühner ins Auge zu sehen, erklärt euch, ob ihr die Stimme eurer Mutter für die Eurige erkennen wollt?

Brunilde verneigte sich, und Hedwig erwartete keine zweyte Aufforderung, das vorzubringen, warum sie das ganze Schauspiel angestellt hatte.

Ich stehe, rief sie, indem sie sich zu des Herzogs Füßen warf, ich stehe um Wiedereinsetzung in die Rechte meiner Geburt für mich und meine Kinder, wir sind aus einem alten adlichen Geschlecht und bitten um Erneuerung dieses Adels.

Der Herzog hatte noch nie gehört, daß es mit der Wittwe Seisfrieds und seinen nachgelassenen Kindern eine solche Verwandniß habe, er behielt sich genauere Kundschaft dieser Dinge vor und hub, um den Gang der Ceremonie jetzt nicht zu unterbrechen, die Bittende mit dem

Versprechen vom Boden auf, daß ihr Gesuch bewilligt werden sollte, als ob die schöne Vogelträgerinn es selbst an ihn habe gelangen lassen.

Brunilde hatte nicht gekniet, ein Fehler, welchen ihr die Blicke ihrer Mutter verwiesen, aber Friedrich ließ sich ihre Saumseligkeit nicht an seinem Vorhaben hindern. Er legte seine Rechte auf die Taube, die Linke an Brunildens Schleyer, und schwur ihr mit der nemlichen Feyerlichkeit als wär sie eine Fürstin gewesen, daß ihre Forderung gewährt sey, und daß er ihr und allen ihren Verwandten, auf, und absteigender Linie, von der Schwert- und von der Spielfeite, den hohen Stiffs und Turnierfähigen Adel nebst Schild und Helm hiermit ertheile, und alle dazu gehörige Urkunden des förderksamsten werde ausstellen lassen.

Das Schild und der Helm, sagte Brunilde, indem sie sich sittig verneigte, sind kein Schmuck für eine Jungfrau, ich bin nicht rangsüchtig, der Adel würde in vieler Betrachtung meinem Glücke eher hinderlich als zuträglich seyn, auch hat man nicht für mich, nur

für meine Mutter, und meinen Bruder; diesem werde die fürstliche Gnade zu Theil, auf welche ich gern Verzicht thue.

Schöne Brunilde, erwiederte Friedrich, euch hat die Natur bereits durch tausend Vorzüge geabelt, ein würdiger Gemahl wird dereinst das übrige thun, es ist also hiervon nicht mehr zu reden, sondern nur noch Rath über Namen und Wappenschild zu pflegen.

Ich habe Ursach, erwiederte Hedwig für ihre Tochter, den Namen meiner nächsten Vorfahren zu verabscheuen, da sich Leute unter ihnen fanden, welche den Zorn des Fürsten, der mir jetzt so grosse Gnade erzeigt, zu reizen wagten, und ich verwerfe ihn hiemit auf ewig, aber wir stammen von einer Seitenlinie der Pottendorfe ab, und diesen Namen zu führen, würde mir Glück und Ehre seyn.

Friedrich bewilligte alles, was Hedwig wünschte, er gab ihr statt des Pottendorfschen Löwens, Brunildens Taube in einen getheilten Schild zum Wappen, und in deren

Schnabel den goldenen Ring, den sie um den Hals trug, zum Andenken des Kuenringischen Namens, so war Hedwigs Wille erfüllt und eine Handlung vollbracht, deren mangelhaftes zu beurtheilen, sie nicht erfahren genug war.

Man setzte sich zur Tafel, und die neue Frau von Pottendorf machte auf Befehl ihres hohen Gasts eine Erzählung von den Schicksalen, die sie in ihre jetzige Lage gebracht hatten, welche zwar der Wahrheit in allen Stücken, über welche man Erkundigung einziehen konnte, getreu blieb, in Nebenumständen aber von der Rednerin so vortheilhaft, oft auf Kosten der Wirklichkeit ausgeschmückt wurde, daß sie das Ohr und das Herz jedes Zuhörers für sie gewinnen mußte.

Friedrichs Herz war schon gewonnen, er hörte zwar wenig auf die Erzählerin, aber desto mehr spiegelte er sich in den Augen der schönen Brunilde, welche die ganze Rolle, welche sie heute spielen mußte, ungern übernommen zu haben schien, und auch jetzt in sichtlicher Verwirrung ihrem hohen Bewunde-

ver gegen über saß, dessen Blicke sie beleidigten, ohne daß sie Muth oder Macht gehabt hatte sie zurück zu weisen, oder sich ihnen zu entziehen.

Friedrich war von nun an fast täglich in dem Hause der geadelten Bürgerin, und nie durfte sich Brunilde der Gesellschaft entziehen. Seine Absichten auf sie waren kein Geheimniß mehr. Die unnatürliche Mutter begünstigte sie auf alle Art, und ob gleich der Herzog denselben die Hülle des Wohlstandes umhing, so konnte dieselbe doch nur das unersahrene junge Mädchen, keinesweges aber ihre weitsehende Mutter täuschen, Brunilde hätte allenfalls es möglich finden können, durch rechtmäßige Liebe an einen Fürsten verbunden zu werden, vornemlich da man nicht ermangelte, sie fleißig mit solchen Geschichten zu unterhalten, aber Hedwig mußte es einsehen, daß auf ihre verwahrloste dahin gegebene Tochter nichts wartete, als die Stelle, welche Kunigunde bey dem Marggraf von Mähren einnahm.

Wie Hedwig von dem Stande ihrer Schwester dachte, haben wir im vorhergehenden gesehen, sie fand denselben so ehrenvoll, daß sie ihn gern für sich selbst gewünscht hätte, und ihrer Tochter nicht übel zu rathen gedachte, wenn sie sie mit guter Art zu demselben beförderte. Da sie Brunilbens Sinn kannte, der sich wohl in keinem Stande geändert haben würde, so nahm sie sich vor, allen Vortheil von Reichthum, Ansehen und Gewalt über den Fürsten den Brunilbe nie für sich gezogen haben würde, auf ihre Person zu bringen.

Der Plan war gemacht, das arme Schlachtopfer der verworfenen Gesinnungen ihrer Mutter, die junge Brunilbe, fand sich täglich in tausend Verhältnisse mit dem Herzog verstrickt, welche ihr zwar lästig waren, aber deren ganze Gefahr sie doch vielleicht erst zu spät eingesehen haben würde, wenn sie ungewarnt geblieben wär.

Brunilbe hatte einen Bruder, dessen wir schon im vorhergehenden mit einigen Worten

gedacht haben, er war einige Jahre älter als sie, und da er mehr in die Welt kam als das stille Mädchen, nach Verhältniß klüger. Wendelin war der Liebling seiner Mutter, sie hatte frühzeitig sein Gehirn mit hochfliegenden Gedanken erfüllt, ohne die Begriffe von Recht und Unrecht ganz verderben zu können, welche er von seinem ehrwürdigen Vater, der für seine Kinder auch zu früh gestorben war, rein und unverfälscht eingefogen hatte. Wendelin war durch Nachsicht seiner Mutter ein wilder zügelloser Mensch geworden, dies lenkte das Edle, was ihm von der ersten Erziehung übrig war, oft auf die falsche Seite. Er vergönnte sich Freyheiten, die sich der Tugendhafte nicht verstaten, suchte Ruhm in Dingen, in welchen er sie nicht suchen darf. Auch war ihm der erlangte Adel, welcher ihm den Weg zu einer Laufbahn öffnete, die ihm sonst verschlossen geblieben wär, Freude, aber daß er ihn durch Hülfe seiner Schwester erlangt hatte, daß es schien, daß ihre Ehre seinem künftigen Glück zum Opfer geschlachtet werden sollte, dieses gefiel ihm nicht.

Er merkte zeitig, daß hierzu alle AnLAGen

gemacht waren, er scheute sich nicht, mit seiner Mutter ernstlich hierüber zu reden, und als er hier nicht die gewünschte Antwort erhielt, seine Schwester zu warnen.

Brunilde kehte über das Bild künftigen Glends, welches ihr ihr Bruder öfnete; er hätte nicht nöthig gehabt, seiner Warnung die Drohung der grimmigsten Rache anzuhängen, wenn sie unbeachtet blieb, Brunilde achtete dieselbe nur gar zu sehr, ihre schwachen Geisteskräfte wurden durch das Gemälde ihrer Gefahr angegriffen, und ihr Körper erlag unter der Zerrüttung ihres Gemüths.

Brunilde ward gefährlich krank, man war für ihr Leben besorgt, Hedwig raufte sich das Haar, daß der Grund ihres gehosten Glücks so zeitig sollte zerstört werden. Selbst der Herzog weinte an ihrem Bette, aber Wendelin weinte nicht, er wiederholte seine Drohungen an Mutter und Schwester, und erklärte, wie er sich entfernen, auf ewig entfernen würde, damit nichts von dem Unheil, das man zu stiften gedächte, auf seine Rechnung käm. Er hielt

was er sagte, und was man in der Verwirrung, in welcher jederman wegen der kranken Brunilde war, kaum beachtete. Er floh, und nahm seinen Weg nach Ottokars Hofe, welcher ihm ja einst Beförderung versprochen, und die Unmöglichkeit ihn nach Würden zu heben, nur auf den fehlenden Abel gegründet hatte, den er nun besaß.

Die Kranke sollte noch nicht den friedlichen Tod der Unschuld sterben, ein härteres Schicksal war ihr aufbehalten. Sie genas und fühlte nicht so bald die Bestätigung der wiederkehrenden Gesundheit, als ihr das, was sie in Todesgefahr gestürzt hatte, wieder in den Sinn kam, und sie lehrte auf Rettungsmittel zu denken.

Unter den Vormündern, welche ihr ihr vorsichtiger Vater gesetzt hatte, war einer, Thomas Weinstock genannt, ein Bruder oder Verwandter des damaligen kaiserlichen Kanzlers Petrus a Vineis. Er begleitete eine ansehnliche Stelle unter den Häuptern der Wiener Bürgerschaft, und was noch mehr, einen

vorzüglichem Rang in der Reihe der Rechtschaffnen.

Er war ein zweyter Nikolaus Seisfried, und Brunilde, welcher der Eigensinn ihrer Mutter nicht allen Umgang mit den Häusern ihrer Vormünder hatte versagen können, liebte ihn wie einen Vater. Auch er liebte Brunilden, und sah es nicht ungern, daß sich zwischen ihr und seinem Sohn, einem jungen Menschen, der in seinem fünf und zwanzigsten Jahre schon ein öffentliches Amt bekleidete, eine noch zärtlichere Neigung entspann.

Schon waren vorläufige Unterhandlungen mit Hedwig über Brunildens Verheyrathung mit dem jungen Thomas getroffen, denn Vater und Sohn hielten es nicht für gut, das junge Mädchen lang unter der Gewalt ihrer zweydeutigen Mutter zu lassen; als es dieser beliebte, die schöne Intrigue mit dem Herzog anzuspinnen, welche nun schon lang genug gedauert hatte, um Aufsehen zu erregen, denn es brachte keinem Hause Ehre, in welches man Friedrich den Leichtsinrigen täglich eingehen sahe, und

Hebwegs Schloß war nicht so weit von der Stadt entlegen, daß man nicht dort alles hätte wissen sollen, was in demselben vorging.

Wahrscheinlich wußte auch Brunilbens Vormund und sein Sohn schon von diesen Dingen, und fällten nicht das beste Urtheil darüber. Brunilbe beobachte das nicht, sie fühlte bey Beherzigung ihrer Gefahr, daß nichts sie retten könne, als die Flucht, sie wußte nirgend hin, als in das Haus desjenigen, zu dessen Gattin sie bestimmt war, und sie besorgte nicht, daß sie daselbst übel aufgenommen werden könne. Auch drohte ihr kein so hartes Schicksal, sie floh, sie entkam zu ihrem Vormund, und ob er gleich sowohl als ihr Geliebter ihr eingestand, daß sie eine Zeitlang irre an ihr gewesen wären, so rechtfertigte sie doch die Unschuld in ihrem Blick; und der heldenmüthige Entschluß zu einer Flucht, die nicht ohne Gefahr gewesen war, diente dazu, ihre Apologie vollkommen zu machen.

Brunilben wieder unter die Aufsicht ihrer Mutter zurück zu geben, war bey der Gefahr,

die dieser Unschuldigen in dem Hause drohte, welches für sie die sicherste Zuflucht hätte seyn sollen, unmöglich; eben so unmöglich war es, sie in dem Hause ihres Vormunds zurück zu behalten, so lang man noch kein gegründetes Recht auf ihre Person hatte. Die neue Frau von Pottendorf, die um diesen elenden Titel die Ehre und das Glück ihrer Tochter verkauft hatte, war gleich nach ihr von ihrem Schlosse zurückgekehrt, und ihr Geschrey über den Raub ihres Kindes, welchen sie dem Hause Thomas Weinstock anschuldigte, machte alles anfrühlich. Zwar der mehrere Theil des Volks, der von Seifrieds Wittwe nie die beste Meinung gehegt hatte, und jetzt durch die lächerliche Aenderung ihres Namens noch mehr wider sie eingenommen war, schlug sich auf die gerechte Seite; aber welches Mittel für Brunildens Vormund, seine gute Sache vor einem Richterstuhl zu vertheidigen, wo der Richter billig als Beklagter hätte aufstehen, und einem andern die Entscheidung überlassen sollen!

Derjenige, über den man in Brunildens Sache vornehmlich zu klagen hatte, war nächst

Hebzig der Herzog, und gewiß, hätte ihn Thomas Weinstock als denjenigen genannt, welcher der Tugend seiner künftigen Schnur Schlingen gelegt, und sie zur Flucht aus dem mütterlichen Hause gendthigt hatte, so würden sich zwanzig Stimmen unter dem Volk erhoben haben, die nehmliche Klagen wieder Friedrichen, in Rücksicht auf ihre Frauen, Bräute, Schwestern, und Töchter zu führen. Es war leider dahin kommen, sagt ein alter Schriftsteller, daß der Herzog, dieweil er ehelos lebte, seiner Unterthanen Weiber und Töchter für freye Beute hielt, deren Schönheit wohl für ihn blühe.

Thomas Weinstock, so ein kluger und beherzter Mann er auch war, hatte keinen Muth das Signal zum öffentlichen Geschrey wieder einen sittenlosen Herrn zu geben. Welcher Wohlgesinnte scheuet sich nicht, ein Spiel anzuhoben, dessen Ende er nicht absieht, und Unruhen einzuleiten, welche mit allen Greueln des Aufruhrs und der Rebellion endigen können!

Der Herzog wußte, was ihm bevorstand,

wenn die mißvergünstigten Gemüther seiner Unterthanen durch irgend einen Zufall gereizt würden, ihren Beschwerden die Sprache zu geben, er fürchte den klugen vielvermögenden Anwalt Brunilbens mehr, als bey den friedliebenden Gesinnungen desselben nöthig war. Auf sein Anrathen bekam alles dem Anschein nach die beste Wendung. Er verständigte Brunilbens Mutter, wie mit öffentlicher Klage über die Entfernung ihrer Tochter nichts gethan sey, rieth ihr zum vertraulichen Gespräch mit dem Vormund derselben, sprach selbst mit ihm, suchte ihn zu überreden, wie der ganze Lärm nichts sey, als unnöthiges Geschrey eines Kindes, welches, noch unerfahren in den Sitten der Welt, gleich einem Wort, einem Blick, die schlimmste Auslegung zu geben geneigt sey.

Thomas Weinstock glaubte hiervon, was er wollte, aber es war unklug gewesen, zu widersprechen, besonders, da sich der Herzog selbst anbot, Vermittler der Sache zu seyn, welche doch wohl einig durch diese Umschweife gesucht wurde, Vermittler der

schnellen Vermählung des jungen Thomas mit Bruniken.

Das Erbieten des Fürsten war so un-
verdächtig, so gewünscht, daß man es mit
Freuden annahm, und ehe acht Tage ver-
gingen, stand Brunilde mit völliger Einwilli-
gung ihrer Mutter an der Seite ihres Ge-
liebten vor dem Altar. Eine seltsame Ver-
änderung für Brunilden, den als den Schöp-
fer ihres Glücks ansehen zu müssen, vor wel-
chem sie bisher als vor dem ärgsten Feind
ihrer Ruhe geflohen war! Sie und ihr
Neubermählter dankten dem Herzog, welcher
ihre Hochzeit mit seiner Gegenwart beehrte,
aus vollem Herzen; aber der alte Thomas
dankte nicht, er war klug genug, verdeckte
Absichten unter dieser Gnade zu finden. Er
sorgte, daß keines von den fürstlichen Hoch-
zeitgeschenken angenommen werden durfte,
widerstrebte aus allen Kräften, als bald nach-
her seinem Sohn eine ansehnliche Hofbedie-
nung angeboten ward, und ging in Ungstlich-
keit für die Ehre seines Hauses so weit, daß
er sich entschloß, sich von dem Trost sei-

nes Altars, seinem Sohne, lieber zu trennen, als Brunilden länger der Gefahr der Verführung auszusetzen. Er schrieb unter der Hand an seinen Verwandten, den kaiserlichen Kanzler, und der junge Mensch bekam einen Ruf zu einer einträglichen Bedienung am kaiserlichen Hofe, nebst der Erklärung, wie der Kanzler gesonnen war, ihn auf alle Art zu heben, wenn er ins künftige den Namen Weinstock beyseite setzen, und sich gleich ihn, a Vineis nennen würde; eine Schwachheit des vornehmen Verwandten, welche Thomas Weinstock mit Achselzucken übersah, weil sie zu seines Sohnes Besten gereichte, und vornehmlich zu seinem gegenwärtigen Entzweck ungemein wohl paßte.

Die jungen Leute fühlten etwas mehr bey den Aussichten, die ihnen das Glück zeigte. Brunilde war noch nicht ganz frey von der Sucht, welche ihr fast mit der Muttermilch eingesößt worden war, sich über ihren Stand empor zu schwingen. Sie triumphirte über die Rolle, welche sie ins künftige am kaiserlichen Hofe zu spielen gedachte, und vergaß darüber

ganz der Gefahr, welcher sie noch nicht entgangen war, so lang sie mit Friedrich und ihrer verführerischen Mutter in einer Stadt wohnte.

Mann drängte sich um den jungen a Vireis, wie er sich bereits zu nennen begunnte, das Volk liebte ihn, es hätte ihn gern zurückgehalten, wenn nicht seine Lage, welche Entfernung nöthig machte, bekannt gewesen wär; doch rechnete man dareinst auf seine Wiederkunft, und versprach ihm, die ansehnlichsten bürgerlichen Ehrenstellen offen zu erhalten.

Man hat den Teutschen oft nachgesagt, sie könnten weder Freud noch Leid, weder das Glück des Wiedersehens noch die Schmerzen des Abschieds ohne Gastmahle feyern; die Wiener hatten schon damals hierinnen einen grossen Vorzug vor allen ihren Landsleuten, und es versteht sich daß es an Abschiedsfeften nicht fehlte, ehe es Brunildens Mann vergömt war, die Stadt zu verlassen. Der Herzog, der es sich jetzt zur Regel gemacht hatte, seinen Unterthanen durch Güte und Herablassung zu gefallen, beehrte jede dieser Schmausereyen in

öffentlichen und Privathäusern, mit seiner Gegenwart, und behilt es sich vor, seine Wirthe auf seiner Burg wieder zu bewirthen.

Der Tag vor der Abreise nach dem Kaiserlichen Hofe war zu dem grossen Gastmahl bestimmt, dazu fast ganz Wien von dem Fürsten geladen war. Brunilde, die Königin des Fests, war schöner als sie diesen Tag hätte seyn sollen. Friedrich konnte es kaum bergen, daß, wenn auch seine sträfliche Leidenschaft ganz gedämpft gewesen wär, sie doch heute wieder mit vollen Flammen brannte. Brunilde floh vor seinen Blicken und vor seinen Gesprächen, ein ängstlicher Wunsch stieg in ihr auf, lieber nicht hieher gekommen zu seyn! Man versuchte sie mit verführerischen Weinen, man be- rauschte sie im schwindelnden Wirbeltanz. Sie wollte sich losreißen und konnte nicht, sie suchte ihren Satten, und fand ihn fröhlich vom Weine mit einer Dame aus dem herzoglichen Frauenzimmer in einem so tiefen Gespräch, daß er ihre Annäherung, sich nach Hause zu begeben, kaum beantwortete. Sie eilte zu ihrer Mutter, und diese gab ihr mehr Gehör. Man

wird dich nicht lassen, bis es Morgen wird, sagte sie zu ihr, aber achte auf mich, und wenn du mich das Zimmer verlassen siehst, so folge mir ohne Abschied, ich bringe dich dann aus dem Getümmel zur Ruhe.

Brunilbe freute sich des Versprechens, und mischte sich dann von neuem, um allen Verdacht zu meiden, unter die Tanzenden, deren Zirkel ihr jetzt weniger widrig war, weil der zudringliche Herzog sich aus demselben entfernt hatte.

Sie verlor die Frau von Pottendorf nicht aus den Augen, und harrete des mütterlichen Winks, der endlich ziemlich spät erfolgte. Brunilbe entfernte sich durch die Thür, aus welcher ihre Mutter verschwunden war, und befand sich auf einmal in einer dunkeln ihr ganz unbekanntem Gegend des Schlosses, sie wollte zurück, ohne einen Eingang finden zu können. Sie rufte ihrer Mutter; keine Antwort! Sie verlor sich in den verschlungenen Gängen, welche kein Ende nehmen wollten. Die heftigste Bangigkeit überfiel sie, die Gedanken vergingen ihr,

und — — sie erwachte in den Armen des Herzogs.

Die Geschichte spricht von den Mitteln, deren sich Friedrich bediente, seine verruchten Absichten zu erreichen, und von ihren nächsten Folgen nur dunkel, auch ist das Ende dieser Begebenheit dem Erzähler zu schrecklich, um sich lang bey demselben zu verweilen.

Brunilde war in Friedrichs Gewalt, ihr Gatte, durch einen Freund, oder durch einen warnenden Engel aufgemahnt, suchte sie im ganzen Schlosse bis an den Morgen, ohne sie zu finden, und da er sie fand, war alles, was er für sie thun konnte, Rache. Er erhob seinen Arm wider den fürstlichen Böswicht, und fiel unter den Hellebarten seiner zur Hülfe herbey gerufenen Trabanten. Brunilde, die verzweifelnde Brunilde sah ihr Unglück durch den Tod ihres Gatten auf den höchsten Gipfel gebracht. Man hielt sie ab, sich auf seinen blutenden Leichnam zu stürzen, aber da jetzt das Getümmel im Zimmer sich vergrößerte, da die Freunde des beleibigten Mannes dicht hinter ihm waren, sei-

nen Tod und seine Ehre zu rächen, so ließ man indessen seine unglückliche Gattin aus der Aicht, welche sich auf das Fenstergesims schwang, und durch einen Sprung in die Strasse hinab ihr Leben endigte. — — —

Dies war nicht der Ausgang, den der Herzog seinem teuflischen Anschlag bestimmt hatte, aber wenn endigen sich Verbrechen genau auf dem Punkte, den wir ihnen vorgezeichnet haben? Friedrich hatte gemeint, Brunildens Lippen würden durch ewiges Schweigen versiegelt werden, und ihre Entfernung von Wien würde jedes Gerücht von seiner Bosheit töbten, indessen ihr Mann, den man nicht ohne Ursach durch eine der schönsten und verführerischsten Damen des Hofes und durch feurigen Lockayer zu verstricken gesucht hatte, am wenigsten auf irgend einen Verdacht kommen könnte.

Was man gedacht und angelegt hatte, geschähe nicht, aber das ärgste erfolgte. Das Gerücht von den gerauenvollen Begebenheiten dieser Nacht, verbreitete sich mit dem Tage durch alle Gegenden der Stadt. Brunildens

zerschnittener Körper bezeugte die Wahrheit von dem, was man nicht glauben konnte. Auf dem Schlosse dauerte noch das Gesecht der Rächer des ermordeten Thomas; das wüthende Volk gesellte sich zu ihnen, es rief unaufhörlich Brunildens Namen, nannte sie die deutsche Lucretie, und schwur Friedrichen Tarquins Schicksal. Dies war noch das gelindeste, was in dieser allgemeinen Gährung, da tausend Stimmen sich klagend wider ihn erhuben, und mehrere sich nicht scheuten, sich Brüder des beleidigten Thomas zu nennen, ihm bevorstand.

Friedrich war für den gegenwärtigen Augenblick entkommen, aber in die Länge war keine Rettung für ihn. Der Aufruhr mehrete sich von Stunde zu Stunde. Gegen den Abend kam Botschaft von einigen Gewogenen, welche der Herzog noch im Rath hatte, er möchte die Stadt in der Stille verlassen, weil sie in der nächsten Stunde nicht für sein Leben stehen könnten.

Da mußte sich der stolze Friedrich bequemen, in Kleidung eines gemeinen Knechts, ein-

sam, barfuß und im Dunkeln, um seine Flucht desto unverdächtiger zu machen, nach der Stadtmauer zu schleichen, wo man ihn mit Seilen hinabließ, und ihn seinem Schicksale übergab.

Er entkam nach Starenberg, einem festen Schloß an der Neustadt, wo ihm die Nennung seines Namens Einlaß verschaffte. Die Veste war mit seinen Leuten erfüllt, und er konnte hoffen, sich hier zu vertheidigen.

Diese Nacht war den nöthigen Anstalten zu Abkehrung eines Sturms gewidmet, dessen er sich auf den künftigen Tag besorgen mußte. Er selbst war überall, auf den Zinnen und auf den Wällen, daß nichts versäumt würde. Es galt hier die Vertheidigung seines Lebens und seiner Würde, welche durch seine letzte Unthat verwürkt zu haben, er sich noch immer nicht als möglich denken konnte. Von einem der Thürme schaute er in die Nacht hinab, und seine Phantasie bildete ihm noch immer die ferne Stimme des Aufruhrs, und hie und da röthete sich der Horizont von aufsteigenden

Flammen. Es waren die Palläste seiner Kreaturen, es war vor allen Hedwigs Haus, welches der wütende Pöbel Brunilden zum Todfeuer anzündete. Die häßliche Rolle, welche dieses Weib in Ansehung ihrer Tochter gespielt hatte, war allgemein bekannt; man wollte die Mutter zum Nachopfer der Tochter schlachten, und mit Mühe entkam die elende Frau von Pottendorf den Mordklauen der rasenden Menge.

Sie kam des andern Tages vor die Festung, in welcher Friedrich sich jetzt enthielt. — Aber sie ward abgewiesen. Die verschwenderischen Versprechungen, mit welchen man sie bewogen hatte, ihre Tochter aufzuopfern, endigten sich mit gänzlicher Verstoffung. Wie war von Friedrichen Menschlichkeit gegen die Mitgenossinn seiner Verbrechen zu erwarten, der sich nicht scheute in der Folge seiner eigenen Mutter den nothwendigsten Unterhalt zu entziehen, und ihr mit schimpflichen Gefängniß zu drohen, indessen er sich mit dem Raube der Kirchen und Klöster bereicherte, und der Strafe des Himmels spottete.

Herzog Friedrich von Oesterreich der letzte Babenbergischer Linie, die Nachwelt nenne ihn den Liebenswürdigen, den Streitbaren oder den Ruhlosen, war nicht mein Held; nur gezwungen mußte ich seiner in Brunilbens Geschichte gedenken, und man wird mir also erlauben, nachdem diese Unschuldige umgekommen ist, und ihre Mutter Vergunst von ihm erhalten hat, am nächsten Zaune vor Hunger und Elend zu verderben, daß ich auch ihn verlasse.

Die Gottlosen werden von Unglück nicht gebessert. Nachdem Friedrich durch das seinige immer tiefer in Verbrechen auf Verbrechen gestürzt worden war, begannnte ihm jedoch das Glück wieder zu lachen.

Durch Vorbitte seiner Mutter und seiner Schwester *) ward der Kaiser wieder sein Freund. Friedrich leistete ihm tapfere Dienste im Kriege wider die Lombarden. Er ward mit neuen Ehrenzeichen und herrlichen Ge-

*) Thodore eine orientalische Prinzessin und Margarethe des Kaisers Schwiegertochter.

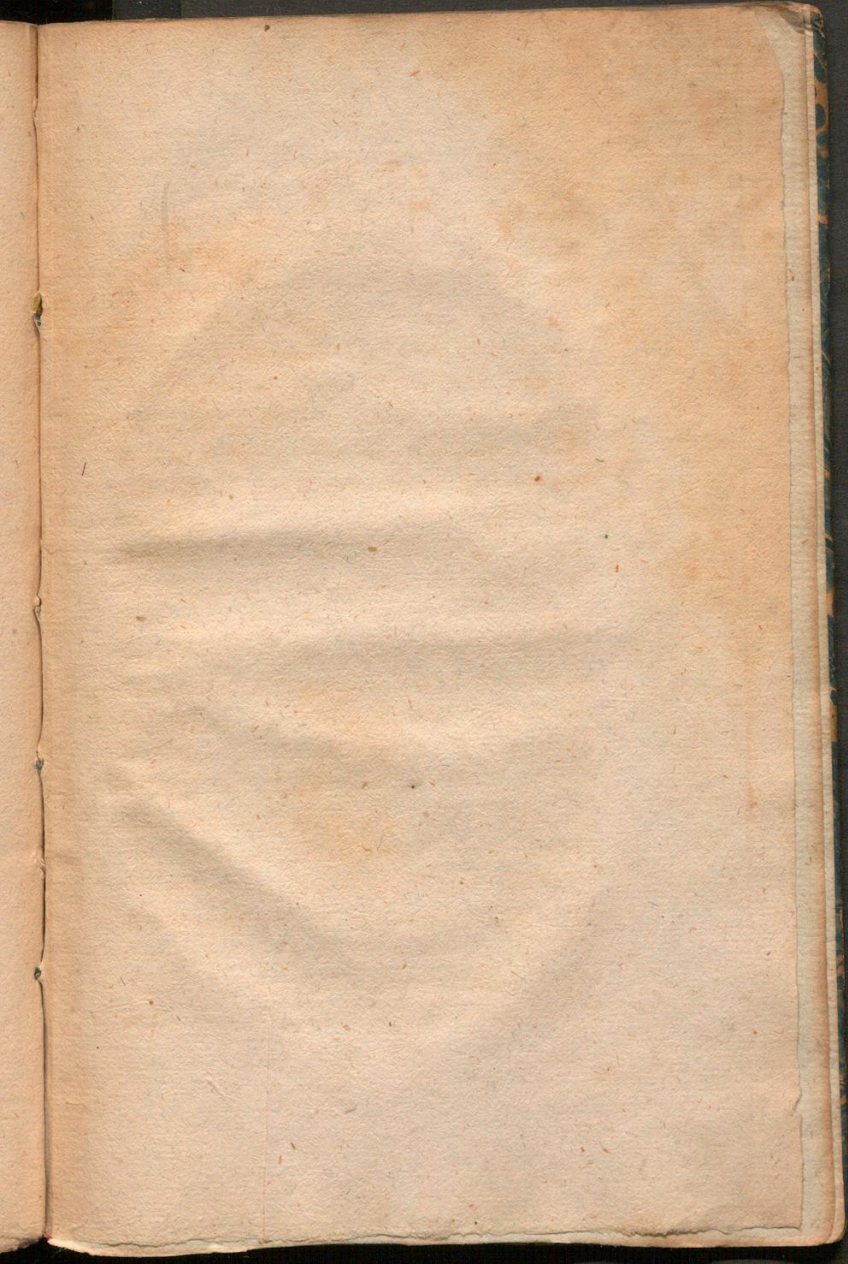
schenken von ihm angesehen, und hielt nach mehreren Jahren seinen Einzug mit einem glänzenden Gefolg in die Stadt, aus welcher er einst als ein Verbrecher hatte flüchtig werden müssen. Brunilbe war längst von den Wienern vergessen, man sah in Friedrich nicht mehr ihren Mörder, sondern des Kaisers Freund, den lombardischen Sieger, und den Fürsten, auf dessen Wink zwanzig Mohrenclaven mit ihren reichgeschmückten Kamelen warteten. Der Kaiser hatte ihm ein Geschenk mit diesen Seltenheiten gemacht, und sie thaten ihm bey den neugierigen Wienern ungläubliche Dienste. Man gründete auf die Erscheinung dieser ausländischen Dinge die Sage, Friedrich habe selbst einen Zug wider die Ungläubigen gethan, und mehr war nicht nöthig, um vollends jedes Andenken des Verangangenen zu verlöschen.

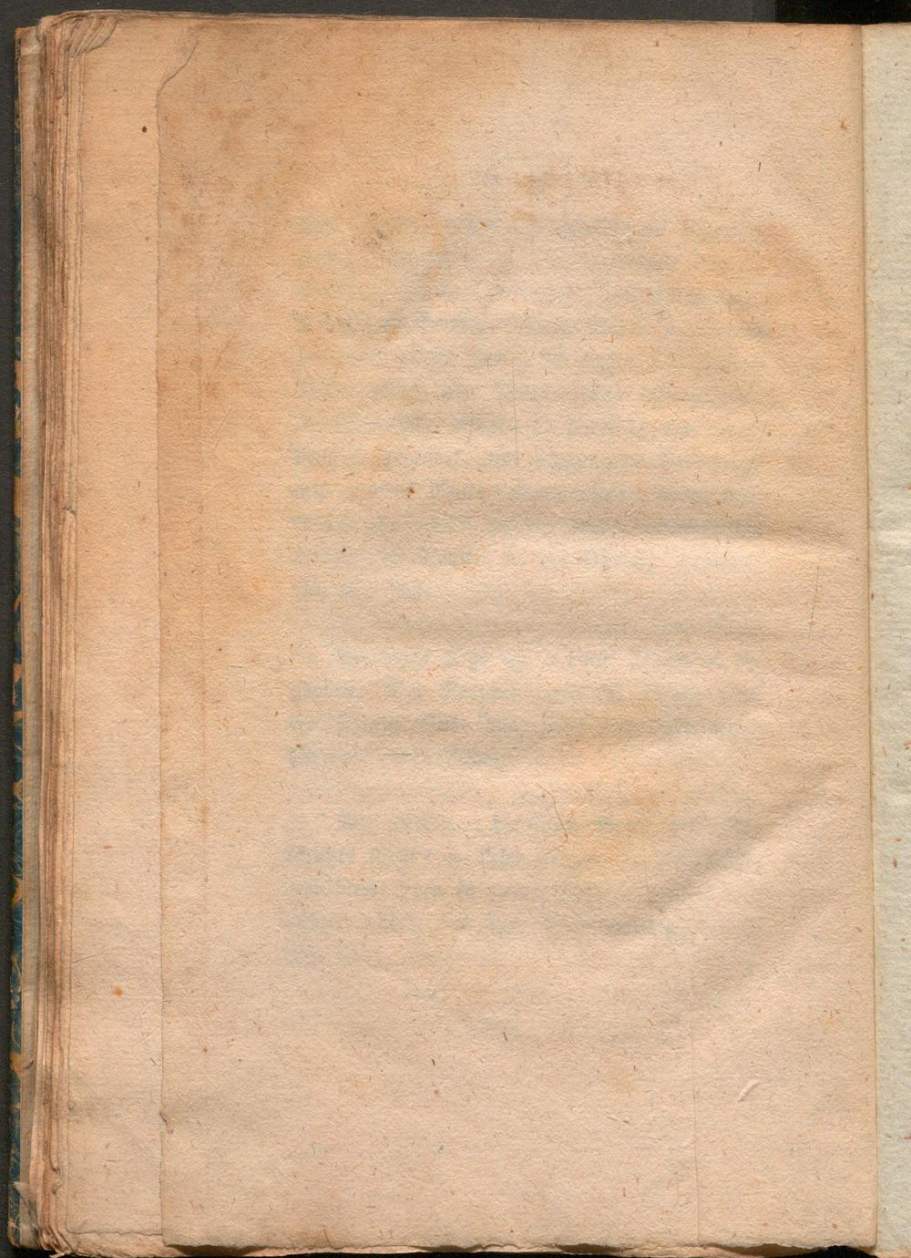
Er regierte fürderhin friedlich zu Wien, demüthigte seine Feinde, und hütete sich, den Unwillen des Volks von neuem zu reizen. Mehrere Jahre hatten ihn weiser gemacht, und da er seine kleinen Intriguen in den dichte-

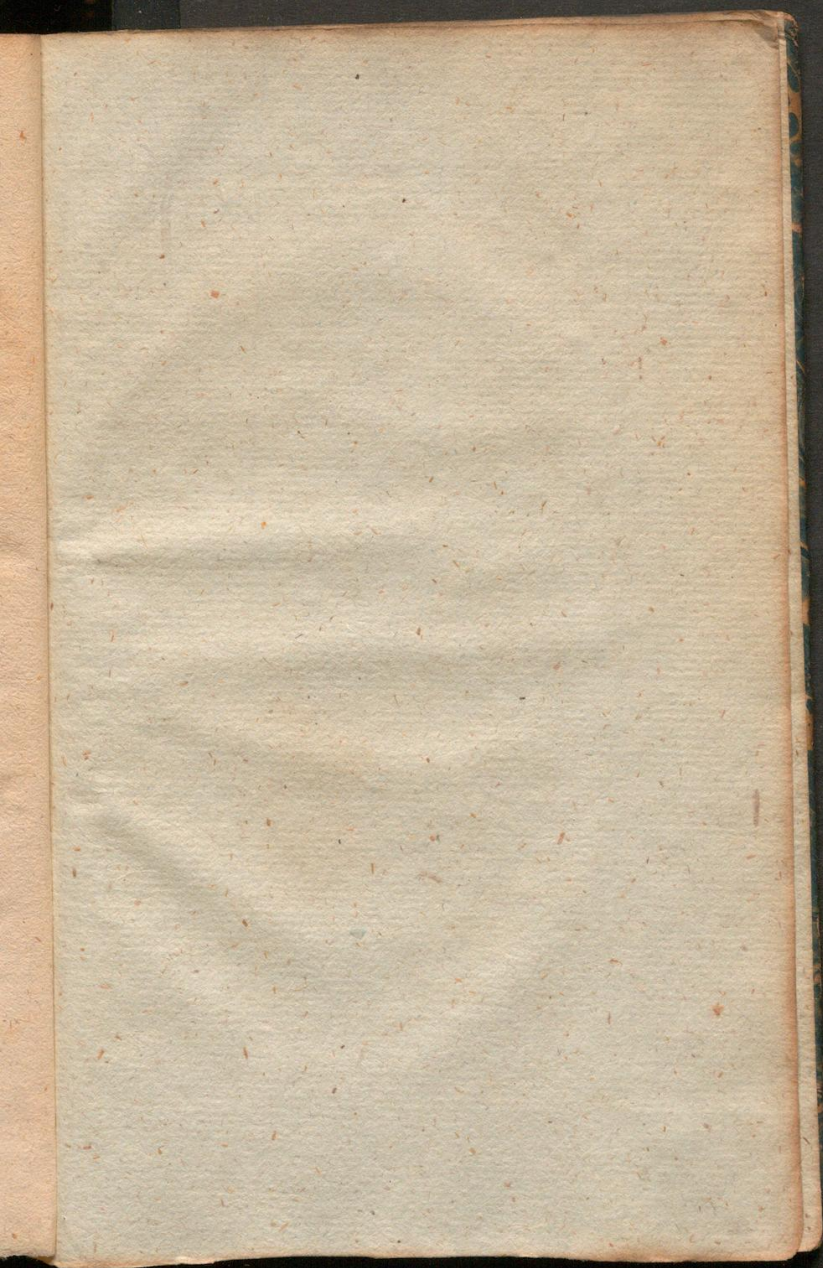
sten Schleyer hüllte, so glaubte er sicher zu seyn; aber er irrte: Im Hinterhalt lauſchte verjährt Rache. Wendelin von Pottendorf, Brunilbens Bruder, welcher bisher in Ottokars Diensten gelebt hatte, ſchnaubte ſeit Jahren Rache wider den Mörder und Ehrenräuber ſeines Hauſes. Schon oft hatte er ihm vergessens aufgelauret, um vergangene Verbrechen mit ſeinem Blute abzuwaſchen, aber einſt traf er ihn einſam auf der Jagd, donnerte ihm Brunilbens Namen in die Ohren, erwürgte ihn und ſtoße.

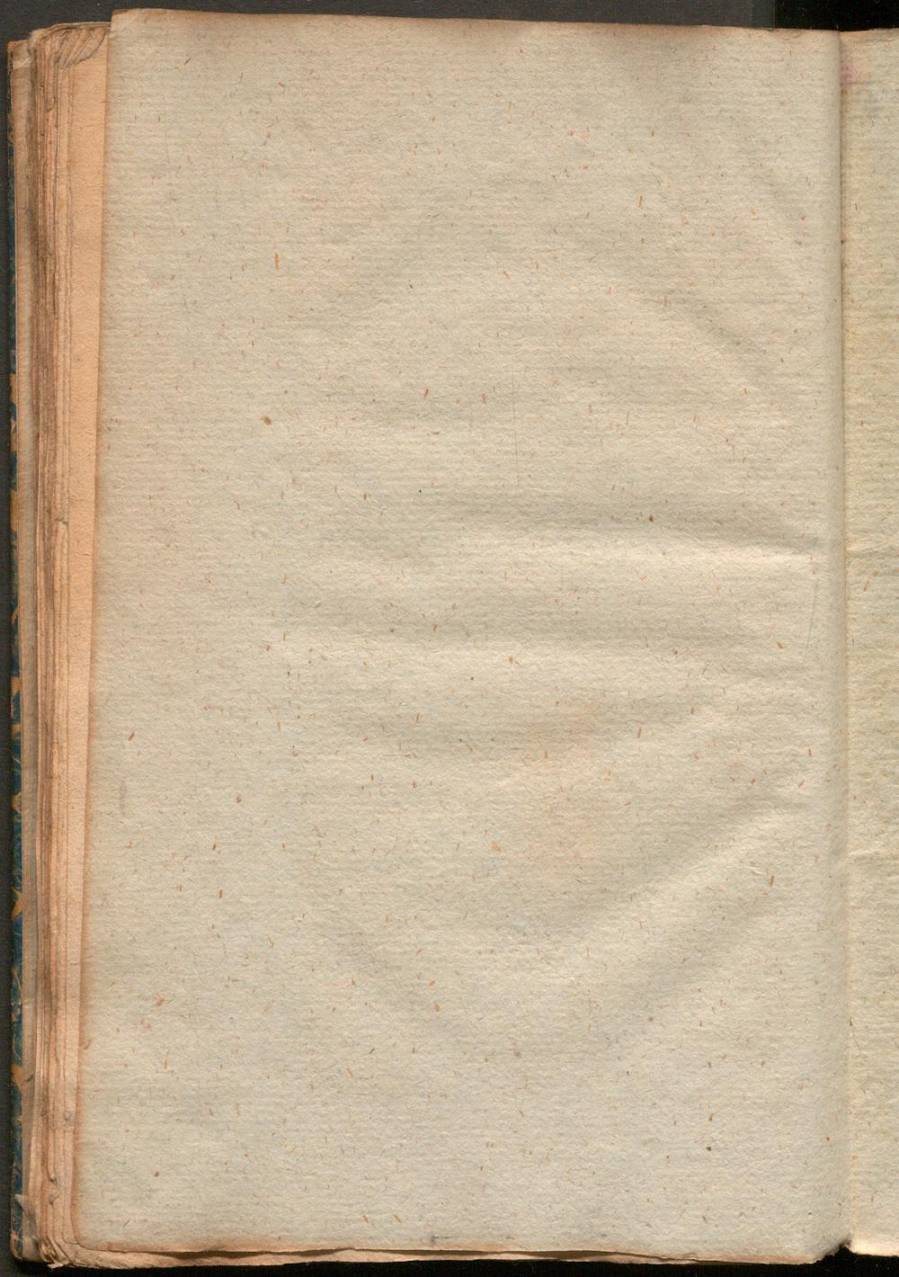
Friedrich liegt im Kloſter Lilienthal begraben. Der Nozraum und der Dolch, welche ſeinem Bilde beygefügt ſind, bezeichnen die Art ſeines Todes.

Die Lehre, die aus Brunilbens Geſchichte fließt? — Leſer nehmet ſie euch ſelbſt, und bleibt gern in eurer Sphäre; genſeit derſelben lauert auf euch Beſchimpfung, Elend und Tod!









1. July 851

5. 2/6r

